

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU
BERLIN

INSTITUT FÜR BIBLIOTHEKS- UND
INFORMATIONSWISSENSCHAFT



BERLINER HANDREICHUNGEN
ZUR BIBLIOTHEKS- UND
INFORMATIONSWISSENSCHAFT

HEFT 311

**WELCHE ROLLE SOLLEN UND WOLLEN
WISSENSCHAFTLICHE BIBLIOTHEKEN BEI DER
INFORMATIONSVERSORGUNG VON SENIOREN
SPIELEN?**

VON
CAROLIN DUNKEL

**WELCHE ROLLE SOLLEN UND WOLLEN
WISSENSCHAFTLICHE BIBLIOTHEKEN BEI DER
INFORMATIONSVERSORGUNG VON SENIOREN
SPIELEN?**

**VON
CAROLIN DUNKEL**

Berliner Handreichungen zur
Bibliotheks- und Informationswissenschaft

Begründet von Peter Zahn
Herausgegeben von
Konrad Umlauf
Humboldt-Universität zu Berlin

Heft 311

Dunkel, Carolin

Welche Rolle sollen und wollen Wissenschaftliche Bibliotheken bei der Informationsversorgung von Senioren spielen? / von Carolin Dunkel. - Berlin : Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin, 2011. - 70 S. - (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft ; 311)

ISSN 14 38-76 62

Abstract:

Senioren als Nutzer waren bisher nur für Öffentliche Bibliotheken ein Thema. Je weiter der demographische Wandel voranschreitet und je mehr Menschen sich nachberuflichen Weiterbildungsangeboten zuwenden, desto häufiger werden Senioren auch in Wissenschaftlichen Bibliotheken als Nutzer auftauchen. Deshalb wird hier die Frage gestellt, welche Bedürfnisse diese neue Nutzergruppe gegenüber Wissenschaftlichen Bibliotheken entwickelt und wie die Bibliotheken darauf eingehen wollen.

Am Beispiel der Senioren-Studenten des BANA-Studiums der Technischen Universität Berlin und geisteswissenschaftlicher Bibliotheken der Freien Universität Berlin wird diesen Fragen nachgegangen. Es wurden Interviews geführt, die folgende Schlüsse ermöglichen: Die Mehrzahl der Senioren-Studenten weiß um die Möglichkeiten, die Bibliotheken bieten, ist aber aufgrund geringer Computer- und Interneterfahrung nicht in der Lage, moderne, große Wissenschaftliche Bibliotheken selbständig zu benutzen.

Für die Wissenschaftlichen Bibliotheken ist es wichtig, sich als Infrastruktur des lebenslangen Lernens zu begreifen. Sie müssen Senioren als neue Nutzergruppe akzeptieren, auf sie zugehen und versuchen, die Hemmschwelle, die modernen Wissenschaftlichen Bibliotheken gegenüber besteht, abzubauen.

Als ein Modell wird hier auf die Bibliotheksführungen für Senioren der Universitätsbibliothek der Technischen Universität Bergakademie Freiberg verwiesen.

Diese Veröffentlichung geht zurück auf eine Masterarbeit im postgradualen Fernstudiengang Bibliotheks- und Informationswissenschaft (Library and Information Science) an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Online-Version: <http://edoc.hu-berlin.de/series/berliner-handreichungen/2011-311>

Danksagung

Ich möchte allen, die das Projekt unterstützt haben, meinen herzlichen Dank aussprechen, ganz besonders allen denjenigen, die zu einem Interview bereit waren und mir Rede und Antwort standen.

1 Einleitung	7
1.1 Ausblick auf die Arbeit	7
1.2 Lebenslanges Lernen	8
1.2.1 Die Idee des Lebenslangen Lernens	8
1.2.3 Die Rolle der Hochschulen beim Lebenslangen Lernen	13
1.2.4 Seniorenstudium als Weiterbildungsaufgabe der Hochschulen	15
1.3 Die Bildungsaufgabe der Bibliotheken.....	19
1.4 Methodisches Vorgehen	21
1.4.1 Wahl der Interviewtechnik	21
1.4.2 Auswahl und Rekrutierung der Interviewpartner, Interviewsituation und Aufzeichnung der Gespräche.....	21
1.4.3 Auswertung der Interviews.....	25
2 Welche Rolle sollen Wissenschaftliche Bibliotheken übernehmen?	26
2.1 BANA-Studenten und Wissenschaftliche Bibliotheken.....	26
2.1.1 Recherchestrategien der BANA-Studenten	26
2.1.1.1 Die Intuitiven.....	28
2.1.1.2 Die Profis.....	32
2.1.1.3 Die Kombinierer	34
2.1.2 Computerkenntnisse und Einführung in die Bibliothek	37
2.2 Zusammenfassung	42
3 Welche Rolle wollen Wissenschaftliche Bibliotheken übernehmen?	44
4 Welche Rolle sollten Wissenschaftliche Bibliotheken übernehmen? – Das Beispiel der Technischen Universität Bergakademie Freiberg	49
5 Fazit	51
Literaturverzeichnis	54
Anhang 1: Leitfaden für die Studenteninterviews	63
Anhang 2: Leitfaden für die Experteninterviews	66
Anhang 3: CDs mit Interviews [nicht für die Öffentlichkeit]	70

1 Einleitung

1.1 Ausblick auf die Arbeit

Während sich Öffentliche Bibliotheken seit Jahrzehnten mit Fragen zu alten Menschen als Nutzern auseinandersetzen¹ ist eine ähnliche Diskussion für Wissenschaftliche Bibliotheken trotz des demographischen Wandels in Deutschland bisher ausgeblieben. Auch der seit den 1970er und 80er Jahren einsetzende Drang älterer Studenten² an deutsche Hochschulen hat daran nichts geändert.

Dabei tauchen Senioren als externe Nutzer, als ordentliche Studenten wie auch als Teilnehmer eines Senioren- oder Gasthörerstudiums in den Wissenschaftlichen Bibliotheken der Universitäten auf, eine Entwicklung, die das Angebot solcher Studienmöglichkeiten durch die Weiterbildungszentren der Universitäten nahe legt. Vor dem Hintergrund der erfolgreichen Entwicklung von Studienangeboten für Senioren an den Universitäten und der Erwartung, dass diese nicht zuletzt auch als zusätzliche Einnahmenquelle weiter ausgebaut werden, ist es wahrscheinlich, dass in Zukunft häufiger Senioren als Nutzer Wissenschaftlicher Bibliotheken in Erscheinung treten werden. In dieser Arbeit geht es deshalb um Senioren-Studenten als Nutzer Wissenschaftlicher Bibliotheken, es geht um deren Bedürfnisse und darum wie diese von den Bibliotheken wahrgenommen und beantwortet werden.

Im ersten Kapitel wird die Idee des lebenslangen Lernens vorgestellt und gefragt welche Rolle Bibliotheken dabei zukommt. Außerdem wird das methodische Vorgehen beschrieben.

Im zweiten Kapitel steht die Perspektive der Nutzer im Mittelpunkt. Durch Interviews wird ermittelt, ob und wie Senioren-Studenten die Bibliotheken an ihrer Universität für das Studium nutzen. Daraus werden Bedürfnisse gegenüber den Bibliotheken abgeleitet.

Im dritten Kapitel wird die Perspektive der Bibliotheken dargestellt und gefragt wie Senioren als Nutzer wahrgenommen werden. Interviews mit Leitern ausgewählter Bibliotheken geben darüber Auskunft.

¹ Schwabe schreibt, dass die Stadtbibliothek Bad Neuenahr-Ahrweiler in den Jahren 1978 bis 1987 eine „Modellbücherei für ältere Menschen“ eingerichtet hatte (Vgl. Schwabe (2006), S. 27).

² Der besseren Lesbarkeit halber wird im Plural nur die männliche Form verwendet, gemeint sind jedoch immer Frauen und Männer.

Im vierten Kapitel wird ein Ausblick entworfen wie Bibliotheken an Universitäten den Bedürfnissen ihrer älteren Nutzer besser entsprechen könnten.

Die Arbeit schließt mit einem Fazit im fünften Kapitel.

1.2 Lebenslanges Lernen

1.2.1 Die Idee des lebenslangen Lernens

Die deutlich gestiegene Lebenserwartung³ stellt den Einzelnen wie auch die Gesellschaft vor neue Aufgaben. Der ‚Dritte Lebensabschnitt‘, die Phase nach dem Ausscheiden aus dem Beruf, ist im Vergleich zu früher nicht nur deutlich länger geworden. Senioren⁴ sind heute auch gesünder und aktiver.⁵

Dem Einzelnen bieten die ‚Gewonnenen Jahre‘ eine Fülle von Möglichkeiten, sie sind aber auch eine Lebensphase, die gestaltet sein will. Eine komplexer werdende Umwelt verlangt immer wieder die Bewältigung neuer Aufgaben und die Anpassung an, sowie die Bewertung von einer sich verändernden Umgebung.

Gleichzeitig bedeutet eine gestiegene Lebenserwartung, dass für jeden Einzelnen die Wahrscheinlichkeit wächst, selbst einmal von chronischer Krankheit, Pflegebedürftigkeit oder Demenz betroffen zu sein, oder dies in seiner näheren Umgebung zu erleben.⁶ Das Meistern von Verlusten und Krankheit im Alter, wie auch der Erhalt einer selbständigen Lebensführung sind Herausforderungen des Alterns, die es zu bewältigen gilt.⁷

³ Während vor 100 Jahren die Lebenserwartung von Frauen in Deutschland 48 und die der Männer 45 Jahre betrug, liegt sie heute bei 82 bzw. 77 Jahren. War der Anstieg zu Beginn auf eine deutlich gesunkene Kindersterblichkeit zurückzuführen, beruht der Zuwachs später vor allem auf im Alter gewonnenen Jahren. (Vgl. Akademiengruppe Altern in Deutschland (2009), S. 13).

⁴ Den Begriff „Senioren“ zu definieren ist schwierig. Je nach Kontext und je nach Betrachter variieren Altersangaben zum Teil erheblich. In Anlehnung an Staudinger und Heidemeier verstehe ich unter Senioren „[...] Personen, die im Ruhestand sind (über 65 Jahre), und [...] Personen im hohen Alter (über 85 Jahre) [...]“. (Staudinger und Heidemeier (2009a), S. 11).

In dieser Einteilung wird jedoch ein fast überkommenes Denken sichtbar: die enge Verbindung von Arbeit und Bildung mit Lebenszeit und Altern, auf die von der Akademiengruppe Altern in Deutschland hingewiesen wird. Die ungleiche Verteilung von Arbeit und Bildung auf die Lebensphasen „dient sogar der Abgrenzung und Definition dieser Phasen, beispielsweise wird die Phase des Alters gern über den Rückzug aus der Erwerbsarbeit („Ruhestand“) definiert. Aber solche strengen Abgrenzungen bedürfen der erneuten Überprüfung und vermutlich der Modifikation.“ (Akademiengruppe Altern in Deutschland (2009) S. 18).

⁵ Vgl. Kochsiek (2009).

⁶ Vgl. Deutscher Bundestag (2010), S. 19.

⁷ Staudinger und Heidemeier (2009a), S. 16.

Auch für die Gesellschaft bedeutet der demographische Wandel die Notwendigkeit von Veränderung.⁸ Damit ist nicht nur die materielle und gesundheitliche Versorgung des immer größer werdenden Teils der nicht mehr erwerbstätigen Bevölkerung gemeint,⁹ sondern auch die Ermöglichung deren gesellschaftlicher Partizipation und Integration in jeder Hinsicht.

Gleichzeitig müssen, weil die Bevölkerung schrumpft und es immer weniger Junge und immer mehr Alte gibt,¹⁰ die Alten zunehmend Verantwortung zur Erhaltung des Lebensstandards und „zum Gelingen der Gesellschaft“¹¹ übernehmen.

Politik und Wissenschaft haben das Problem aufgegriffen und auch einen Weg zu dessen Lösung benannt: das „Lebenslange Lernen“. Die damit verbundenen Vorstellungen unterscheiden sich jedoch zum Teil erheblich. Ein Grund ist, dass ein unterschiedlicher Bildungsbegriff zugrunde gelegt wird.

In politischen Maßnahmen zur Förderung Lebenslangen Lernens wird oft ein instrumenteller, auf berufliche Verwertbarkeit angelegter Bildungsbegriff zugrunde gelegt, der sich treffender mit „Ausbildung“ denn mit „Bildung“ beschreiben ließe. In der Praxis bedeutet dies, sich auf einen Umbau des Bildungssystems zu beschränken. Demgegenüber plädieren Wissenschaftler zunehmend für ein wesentlich breiteres Verständnis von Lebenslangem Lernen, aus dem sich wesentlich tiefgreifendere Konsequenzen ergeben.

Exemplarisch lässt sich das anhand der Kritik Birgit Sandkaulens an der „Strategie für Lebenslanges Lernen in der Bundesrepublik Deutschland“ der Bund-Länder-Kommission aus dem Jahr 2004 illustrieren.¹² Unter anderem bemängelt Sandkaulen, dass „[...] hier in Verweis auf die „schnellen gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und technischen Wandlungsprozesse“ (*Bund-Länder-Kommission 2004*, [S. 11]) das Bild eines lebenslangen Lernens gezeichnet [wird], das „selbstgesteuert“ in dem Maße ist, wie „der Lernende durch ein vielfältiges Netzwerk von Lernangeboten und Lernmöglichkeiten steuert“ (ebenda, [S. 13]). Der tautologische Zusammenfall von

⁸ Vgl. dazu z. B. Börsch-Supan (2009).

⁹ Seit dem späten 19. Jahrhundert findet ein Geburtenrückgang statt: Brachte eine Frau damals noch durchschnittlich fünf Kinder zur Welt, sind es heute nur noch 1,5 Kinder (Vgl. Akademiengruppe Altern in Deutschland (2009), S. 14).

¹⁰ Im Jahr 1900 lag der Anteil der unter 20-Jährigen in Deutschland bei 44%, der Anteil der 20 bis 60-Jährigen bei 48% und nur 8% waren älter als 60 Jahre.

Im Jahr 2006 waren es entsprechend 20, 55 und 25%. Für das Jahr 2050 werden die Anteile auf 15, <50 und 40% geschätzt (Vgl. Akademiengruppe Altern in Deutschland (2009), S. 14).

¹¹ Deutscher Bundestag (2010), S. 19.

¹² Vgl. Sandkaulen (2009). Dazu siehe auch: Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung (2004): *Strategien für Lebenslanges Lernen in der Bundesrepublik Deutschland*.

Mittel und Zweck, der dem zugrunde liegenden Nutzenkalkül entspringt, aber auch die marktgängige technisierte Sprache, die nicht von Freiheit, sondern von „Selbststeuerung“ in einem „modularisierten“, auf höchstmögliche Flexibilisierung angelegten „Lernangebot“ spricht, zeigen es noch einmal drastisch: Mit einer Bildung zur Freiheit, die zur Führung eines bewussten Lebens befähigen könnte, hat das nichts mehr zu tun.“¹³

Ein Gegenmodell beschreiben Staudinger und Heidemeier, die sich an der Definition der Europäischen Kommission orientieren. Danach zielt Lebenslanges Lernen „auf die persönliche Entfaltung, die Förderung von aktivem und demokratischem Bürgertum, die soziale Eingliederung sowie Beschäftigungsaspekte und berufliche Wettbewerbsfähigkeit. Zudem wird das gesamte Bildungsspektrum – formales, nicht-formales und informelles Lernen – eingeschlossen (*Europäischer Rat 2001*)“.¹⁴ Dazu gehört ausdrücklich, dass das Verständnis vom Lebenslangen Lernen nicht auf die Bedeutung beruflicher Weiterbildung verkürzt und hierfür instrumentalisiert wird. Deshalb fordern Staudinger und Heidemeier eine Wertediskussion, „[...] die auch deutlich macht, dass der Nutzen von Weiterbildung nicht mehr primär in einer möglichen Entgelderhöhung zu sehen ist, sondern dass Lebenslanges Lernen inzwischen unerlässlich geworden ist für den Erhalt der Beschäftigungsfähigkeit und der Beschäftigungssicherheit, der gesellschaftlichen Partizipationsfähigkeit und der Gestaltung des länger gewordenen Lebens.“¹⁵

Das Konzept des Lebenslangen Lernens ist ein umfassendes. Es erfordert nicht nur, die gesamte Bildungsbiographie eines Menschen zu betrachten und einzubeziehen und das Bildungssystem zu verändern. Seine Umsetzung hat vielmehr Auswirkungen auf alle Bereiche einer alternden Gesellschaft. Vor allem aber bedeutet Lebenslanges Lernen, das Denken über Alter und Altern zu verändern.¹⁶

¹³ Sandkaulen (2009), S. 27. Ein ähnlich instrumentelles Verständnis Lebenslangen Lernens findet sich auch im „Aktionsprogramm „Lebensbegleitendes Lernen für alle““ des Bundesministeriums für Bildung und Forschung aus dem Jahr 2001.

¹⁴ Staudinger und Heidemeier (2009a), S. 11.

¹⁵ Staudinger und Heidemeier (2009b), S. 273.

¹⁶ Vgl. hierzu Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2010) und Akademiengruppe Altern in Deutschland (2009), S. 31ff.

1.2.2 Lebenslanges Lernen in Bezug auf Senioren

Voraussetzung für die Verwirklichung Lebenslangen Lernens ist die Möglichkeit der Veränderung, die sog. Plastizität. Forschungsergebnisse belegen, dass Lernen nicht nur in jungen Jahren möglich ist, sondern dass diese Fähigkeit innerhalb gewisser Grenzen auch im Alter bestehen bleibt. Sie ist jedoch Veränderungen unterworfen.

Zunächst ist wichtig festzuhalten, dass Lernen im Alter nicht losgelöst von der gesamten Bildungsbiographie gesehen werden kann. Die Qualität des ersten Bildungsabschlusses ist von enormer Bedeutung für den gesamten weiteren Bildungsverlauf. Personen mit höherem Erstabschluss sind eher bereit, in Weiterbildung zu investieren, während „Personen mit niedriger Erstqualifikation und in der Schule gründlich verdorbener Lernlust“ ihre Entwicklungsmöglichkeiten auch im Erwachsenenalter weniger nutzen, mit allen daraus resultierenden negativen Folgen.¹⁷ Die Grundlagen für Lebenslanges Lernen müssen deshalb bereits im Kindesalter gelegt werden.¹⁸

Kognitive und motivationale Veränderungen sind dafür verantwortlich, dass das Lernen im Alter sich vom Lernen in jungen Jahren unterscheidet. Aber auch die körperliche Fitness übt einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Lernfähigkeit aus. Während z. B. bei der Verarbeitungsgeschwindigkeit und beim Gedächtnis die Leistungsfähigkeit bereits ab etwa einem Alter von 30 Jahren abnimmt, bleiben andere Bereiche wie etwa wissens- und erfahrungsgebundene pragmatische Fähigkeiten auch bei Älteren stabil.¹⁹ Der Alterungsprozess vollzieht sich bei unterschiedlichen Fähigkeiten unterschiedlich schnell und die individuellen Unterschiede sind zwischen älteren Personen deutlicher ausgeprägt als zwischen jungen. Drüber hinaus ist das Gehirn in der Lage, nachlassende Leistungen einzelner Gehirnregionen auszugleichen. Auch kann gezieltes Training auf bestimmte kognitive Fähigkeiten einwirken. Allerdings sind dem Grenzen gesetzt und im sehr hohen Alter muss man mit nachlassenden kognitiven Fähigkeiten rechnen.

Die kognitive Leistung im Alter wird außerdem positiv durch einen zuvor ausgeübten intellektuell anspruchsvollen Beruf beeinflusst, aber auch durch kognitiv stimulierende Freizeitaktivitäten wie Reisen oder das Besuchen kultureller Veranstaltungen. Auch soziale Partizipation und ein durch Offenheit für neue

¹⁷ Vgl. Akademiengruppe Altern in Deutschland (2009), S. 47.

¹⁸ Vgl. dazu beispielsweise: Eckhardt (2009), S. 163-176.

¹⁹ Vgl. Staudinger und Heidemeier (2009b), S. 276.

Erfahrungen, Flexibilität oder Kreativität geprägtes Persönlichkeitsprofil können sich positiv auswirken.²⁰ Wie wichtig eine ganzheitliche Betrachtung ist, wird deutlich aus dem Resümee, das Staudinger und Heidemeier ziehen: „Psychische und physische Gesundheit sind [...] genauso Ergebnis wie Voraussetzung lebenslangen Lernens.“²¹

Beim Lernen im Alter geht es in dieser Arbeit nicht um berufliche Weiterbildung, obwohl auch das ein wesentlicher Teil des lebenslangen Lernens ist.²² Hier geht es um nachberufliche Bildung, deren Ziele und Motivationen sich von beruflicher notwendigerweise unterscheiden.

Für den Einzelnen ist lebenslanges Lernen die Voraussetzung für eine hohe Lebensqualität im Alter. Dazu gehört nicht nur der Erhalt der Gesundheit oder der Umgang mit Krankheit. Da auch außerhalb der Berufswelt ständig Veränderungen stattfinden, ist lebenslanges Lernen eine wichtige Voraussetzung für ein lange selbstbestimmtes Leben, für die fortgesetzte gesellschaftliche Teilhabe und Demokratiefähigkeit, für den Umgang mit neuen Entwicklungen und für ein Engagement in der Zivilgesellschaft. Lernen fördert Gesundheit und Integration, nicht nur im Alter. Die Akademiengruppe Altern in Deutschland spitzt dies in ihren Empfehlungen so zu: „Wer mehr gelernt hat, lebt länger! Bildung hilft, die gewonnen Jahre auszunutzen und zu gestalten.“²³

Nicht nur für den Einzelnen ist der Erhalt und die Nutzung dieser Fähigkeiten von großem Interesse, auch für eine alternde Gesellschaft muss dies ein zentrales Anliegen sein. Die stärkere Förderung zivilgesellschaftlichen Engagements älterer Menschen ist ein wichtiges Beispiel. Dieses Engagement bietet dem Einzelnen „bis ins hohe Alter hinein vielfältige Möglichkeiten zur Kompetenzerhaltung und -entwicklung, zu sozialer Anerkennung und Integration wie zum Kontakt mit Angehörigen anderer Altersgruppen.“ Bei guter Vorbereitung auf die Aufgabe steigert es das Wohlbefinden und die Gesundheit und kann sogar zur Lebensverlängerung beitragen.²⁴ Die Übernahme gesellschaftlicher Verantwortung

²⁰ Vgl. dazu die Beiträge von Hasselhorn, Titz und Behrendt, von Voelcker-Rehage und von Falkenburger in Akademiengruppe Altern in Deutschland (2009). Staudinger und Heidemeier weisen darauf hin, dass es sich um im Labor untersuchte Lernprozesse handelt (Staudinger und Heidemeier (2009b), S. 276).

²¹ Staudinger und Heidemeier (2009b), S. 269.

²² Vgl. dazu Backes-Gellner und Veen (2009).

²³ Akademiengruppe Altern in Deutschland (2009), S. 43.

²⁴ Akademiengruppe Altern in Deutschland (2009), S. 95.

zwischen Markt, Staat und Familie kann auf vielfältige Weise Erwerbsarbeit und staatliche Leistungen sinnvoll ergänzen (nicht ersetzen!).²⁵

Die Weiterbildungszentren der Universitäten reagieren zunehmend mit Angeboten auf diesen Bedarf. Das BANA-Studium der Technischen Universität Berlin, von dem weiter unten die Rede ist, ist ein Bildungsangebot für nachberufliche Tätigkeiten, das auf solche Aufgaben vorbereiten will.

1.2.3 Die Rolle der Hochschulen beim Lebenslangen Lernen

Lebenslanges Lernen, das Weiterlernen nach dem Abschluss der allgemeinen und beruflichen Erstausbildung, umfasst die Bereiche des formalen, nicht-formalen und informellen Lernens. Obwohl Lernen und Weiterlernen entgrenzt werden, ist doch die *formale* Weiterbildung ein wesentlicher Teil, wenn nicht der Kern der sog. ‚vierten Säule‘ (= Weiterbildung) des Bildungssystems aus Schule, Hochschule und beruflicher Bildung.²⁶ Dazu gehört auch der Teilbereich der Hochschul-Weiterbildung, die auch wissenschaftliche Weiterbildung genannt wird.²⁷

Lebenslanges Lernen wird an deutschen Hochschulen oft als Weiterbildung gedacht, die im Hochschulrahmengesetz als Weiterbildung des eigenen Personals beschrieben wird. Manche Ländergesetze verpflichten die Hochschulen zu wissenschaftlicher Weiterbildung. Eine Verpflichtung zu ‚service to the community‘, wie sie für viele nordamerikanische Universitäten besteht, gibt es hier nicht.²⁸

Dabei wurde wissenschaftliche Weiterbildung, zumindest in Bezug auf berufliche Qualifizierung, auch in Deutschland als wichtige zukünftige Aufgabe erkannt. 1993 hat die Hochschulrektorenkonferenz (HRK) eine Stellungnahme zur Weiterbildung verabschiedet,²⁹ in der bestätigt wird, dass „ein abgeschlossenes Studium [...] nicht mehr eine das ganze Berufsleben überdauernde Qualifikation bieten [kann].“ Auch für Hochschulabsolventen werde daher die Notwendigkeit des Lebenslangen Lernens allgemein anerkannt. „Infolge dessen wachsen den Hochschulen vermehrt Aufgaben der wissenschaftlichen Weiterbildung zu.“ Demgemäß sei diese „eine hauptamtliche Dienstleistung der Hochschullehrer.“³⁰

²⁵ Akademiengruppe Altern in Deutschland (2009), S. 93-96.

²⁶ Vgl. Schuetze (2009), S. 157f.

²⁷ Zu einer Begriffsabgrenzung siehe Hochschulrektorenkonferenz (1993), S. 2ff.

²⁸ Vgl. Schuetze (2009), S. 159f.

²⁹ Hochschulrektorenkonferenz (1993).

³⁰ Hochschulrektorenkonferenz (1993), S. 1f.

Hinsichtlich ihres Verständnisses wissenschaftlicher Weiterbildung verweist die HRK zwar auf eine pragmatische allgemeine Definition, die auch die Vorbereitung Erwachsener auf neben- und nachberufliche Tätigkeiten einschließt,³¹ sie selbst will darunter jedoch nur diejenigen Studienangebote verstehen, die „[...] das spezielle Zeitbudget Berufstätiger berücksichtigen.“³² Die HRK verweist darauf, dass „zunehmend auch breitere Zielgruppen ohne spezielle Voraussetzungen angesprochen [werden] (z. B. Seniorenstudium).“³³

Als Zielgruppen Wissenschaftlicher Weiterbildung werden explizit berufstätige Erwachsene mit Hochschulabschluss und Berufstätige ohne Hochschulzugangsberechtigung, die die erforderliche Eignung im Beruf erworben haben, genannt. Weiterbildung hingegen richtet sich an Personen, die nicht mehr oder vorübergehend nicht berufstätig sind, wie z. B. Senioren, Frauen im Erziehungsurlaub und Arbeitslose.³⁴

Neben der berufsbezogenen wissenschaftlichen Weiterbildung wird auch eine allgemeine wissenschaftliche Weiterbildung als Aufgabe der Hochschulen betrachtet, die „[...] hier eine ihrem Auftrag zur Pflege und Entwicklung der Wissenschaften und Künste (§2 Abs. 1 HRG) entsprechende kulturelle Aufgabe wahr[nehmen].“³⁵

Während die HRK 1993 noch davon ausging, dass „[...] die wissenschaftliche Weiterbildung ohne beruflichen Bezug in der absehbaren Zukunft keine dominante Rolle spielen wird“, war sie doch der Meinung, dass „[...] sie im Hinblick auf die kulturelle Funktion der Hochschulen als Stätten der Bewahrung, Entwicklung und Weitergabe wissenschaftlicher Erkenntnis nicht vernachlässigt werden“ dürfe. Die gesellschaftliche Verantwortung der Hochschulen schließe die Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse an eine breitere Öffentlichkeit ein.³⁶

15 Jahre später, im Jahr 2008, hat sich das Verständnis der HRK von wissenschaftlicher Weiterbildung als Aufgabe der Hochschulen eher verengt als erweitert. Als primäre Zielgruppe werden jetzt „Hochschulabsolventinnen und Hochschulabsolventen mit Berufserfahrung“ genannt.³⁷

³¹ Hochschulrektorenkonferenz (1993), S. 3.

³² Hochschulrektorenkonferenz (1993), S. 4.

³³ Hochschulrektorenkonferenz (1993), S. 6.

³⁴ Hochschulrektorenkonferenz (1993), S. 10.

³⁵ Hochschulrektorenkonferenz (1993), S. 12.

³⁶ Hochschulrektorenkonferenz (1993), S. 13.

³⁷ Hochschulrektorenkonferenz (2008), S. 8.

Auch der Wissenschaftsrat denkt bei Weiterbildung nicht an Senioren als Zielgruppe. In seinen „Empfehlungen zum arbeitsmarkt- und demographiegerechten Ausbau des Hochschulsystems“ von 2006 empfiehlt er, die Hochschulen für Lebenslanges Lernen zu öffnen und „bereits jetzt die Aktivitäten im Bereich der wissenschaftlichen Weiterbildung massiv zu stärken und sich auf diesem wachsenden Markt mit qualitätsgesicherten Angeboten frühzeitig zu positionieren.“³⁸

Dies wird vor dem Hintergrund der Erwartung rückläufiger Studierendenzahlen in den ersten zwei Jahrzehnten des 21. Jahrhunderts ausgesprochen. Zieht man in Betracht, dass in nordamerikanischen Hochschulen ‚non-traditional students‘, d. h. ältere, berufstätige oder nicht-formal qualifizierte Lerner, in vielen Hochschulen bereits die Mehrheit der Studentenschaft ausmachen,³⁹ ist es höchste Zeit, die „stiefmütterliche“⁴⁰ Behandlung dieses Themas aufzugeben.

Auch in seinen „Empfehlungen zur zukünftigen Rolle der Universitäten im Wissenschaftssystem“ von 2006 wird Lebenslanges Lernen in der Bedeutung von beruflicher Weiterbildung dringend empfohlen. Empfehlung 8 lautet:

„Lebenslanges Lernen: Die akademische Weiterbildung muss künftig zu einer Kernaufgabe der Universitäten werden. Dafür sollte sich ein nachfrage- und marktgerechtes Weiterbildungsangebot an den Universitäten als eine wichtige Säule neben der Erstausbildung etablieren.“ „Nachdrücklich“ fordert der Wissenschaftsrat die Universitäten dazu auf, „Studiengänge stärker für Absolventen mit Berufserfahrung ebenso wie für Berufstätige zu öffnen und das Spektrum der Weiterbildungsangebote mit Blick auf diese Zielgruppe zu erweitern.“

Lebenslanges Lernen wird hier gleichgesetzt mit beruflicher Weiterbildung und zu diesem Zweck wird den Hochschulen zu einer Öffnung gegenüber einer neuen Klientel geraten. Ein Seniorenstudium scheint aber noch außerhalb des Denkens zu liegen.

1.2.4 Seniorenstudium als Weiterbildungsaufgabe der Hochschulen

Warum sollten Universitäten die wissenschaftliche Weiterbildung von Senioren als ihre Aufgabe betrachten? Obwohl, wie Veelken am Beispiel Nordrhein-Westfalen ausführte, das Weiterbildungsgesetz zunächst auf berufsspezifische Weiterbildung

³⁸ Wissenschaftsrat (2006a), S. 80.

³⁹ Vgl. Schuetze (2009), S. 158.

⁴⁰ Schuetze (2009), S. 158.

zugeschnitten ist, aber dennoch nachberufsbezogene wissenschaftliche Weiterbildung mit einbezieht, um den zukünftigen Problemfeldern und dem menschlichen Lebenslauf zu entsprechen und gerecht zu werden,⁴¹ ergibt sich daraus nicht notwendigerweise auch das Seniorenstudium als eine Aufgabe der Hochschulen.

Die Diversifizierung und Veränderung der Gesellschaft anzuerkennen und auf deren Bedürfnisse zu reagieren, ist eine implizite Forderung, die sich aus dem demographischen Wandel ergibt. Es sind die besonderen Ressourcen, die sich an Hochschulen konzentrieren, die daraus eine Notwendigkeit deren Reaktion machen. Die besondere Eignung, die durch „die Einheit von Forschung und Lehre, die Konzentration von Kapazitäten und Wissen, von Leistung und Fähigkeiten, wie sie an einer Universität gegeben sind“, entsteht, macht die Hochschulen nicht nur zu besonderen Bildungseinrichtungen, sondern auch zu „Dienstleistungszentren ganz spezifischer Art.“⁴² Diese Voraussetzungen für die weitere Bildung und Qualifizierung von Senioren zu nutzen, ist nicht nur die Umsetzung einer bildungspolitischen Aufgabe, sondern folgt vor allem einer inneren Logik: „Die Universitäten müssen dies als ihre Chance begreifen lernen.“⁴³

In der Wissenschaftlichen Weiterbildung von Senioren liegt eine Chance für die Hochschulen. Veelken hebt eine damit einhergehende dreifache Öffnung hervor: die Öffnung für neue Problemstellungen, woraus die neue Wissenschaft der Alterswissenschaften/Gerontologie entsteht, eine soziale Öffnung hinsichtlich der Hochschulzugangsberechtigung, die eine Diversifizierung der Studentenschaft mit sich bringt und eine Öffnung zur Region.⁴⁴

Langen und Bender sagen, dass die Einbeziehung älterer Menschen in das universitäre Bildungssystem der Notwendigkeit entspricht, die Partizipation der älteren Generation in der sozialen Gemeinschaft neu zu bestimmen. Es wird nicht nur dem Einzelnen die Chance zukunftsbezogener Neuorientierung gegeben, auch die Hochschule erhält die Möglichkeit einer Weiterentwicklung, die der gewandelten

⁴¹ Veelken (1985), S. 62.

⁴² Prösel (1989), S. 64.

⁴³ Prösel (1989), S. 64.

⁴⁴ Vgl. Veelken (1985), S. 62f. Mit Öffnung zur Region meint Veelken, dass Hochschulen die Aufgabe haben, sich wissenschaftlich mit Problemen der eigenen Umwelt zu befassen, wozu nicht nur eine veränderte Technologie, sondern auch die daraus entstehenden (gesellschaftlichen) Folgeprobleme gehören. In diesem Fall ist der gewaltige Umstrukturierungsprozess gemeint, der im von Schwerindustrie geprägten NRW stattfand. Vorzeitiger Ruhestand, z. T. bereits von Menschen in ihren 50ern, war ein starker Trend und ein Problem, vor allem für die davon Betroffenen.

gesellschaftlichen Struktur entspricht.⁴⁵ Als Grund nennen die Autoren, dass „die veränderte soziale Realität des Alters [...] an gesellschaftlich relevanter Stelle, dem Ausbildungsbereich der späteren beruflichen Führungsschicht [...] Berücksichtigung finden [muss]. Dazu bedarf es neben der Integration älterer Erwachsener in den Lehrbetrieb der Universität der Förderung der alternswissenschaftlichen Forschung. [...] Die unmittelbare Einbeziehung alter Menschen in Lehre und Forschung vermittelt ein verändertes Bewusstsein über die Energiepotentiale des Menschen und wirkt damit auf eine Veränderung der Bewertung des Alters hin.“⁴⁶

Ein weiterer Grund dafür, ein Seniorenstudium an einer Universität einzurichten, kann auch in den damit verbundenen Einnahmen liegen. Man kann annehmen, dass gut situierte, interessierte Senioren bereit sein werden, für Bildungsangebote guter Qualität einen angemessenen Preis zu bezahlen. Die Universitäten können sich eine neue Einnahmequelle eröffnen.

Die Weiterbildungsveranstaltungen können von Absolventen der eigenen Einrichtungen oder von Privatdozenten, die ihr Status zur Lehre verpflichtet, angeboten werden. Auf diese Weise können die Senioren-Studenten qualitativ hochwertige Bildungsangebote bekommen, die Absolventen einen Schritt auf den Arbeitsmarkt tun und Erfahrungen in der Lehre sammeln, Privatdozenten können ihren Lehrverpflichtungen nachkommen.

Darüber hinaus möchten die Hochschulen die Multiplikatorenfunktion der Senioren für sich nutzen. Im Grußwort des GasthörerCard-Programms für das Wintersemester 2010/11 der Freien Universität Berlin klingt das so: „Wir würden uns freuen, [...] wenn Sie als Mittler in der Stadt und gegenüber Entscheidungsträgern oder anderen Bildungsinteressierten, die spezifischen Leistungen und die gesellschaftliche Relevanz der Forschung und Lehre unserer Universität kommunizieren und weitertragen.“⁴⁷

Die Motivation, aus der heraus eine Universität Weiterbildungsangebote für Senioren macht, findet in deren Konzeption als Gasthörerangebote oder als Seniorenstudium ihren Niederschlag. Der wichtigste Unterschied ist, ob ein Seniorenstudium ausdrücklich auf die Anwendung des Gelernten in der Praxis abzielt, oder nicht. Hierfür zwei Beispiele: Das vor 25 Jahren ins Leben gerufene Modell der

⁴⁵ Langen und Bender (1985), S. 244.

⁴⁶ Langen und Bender (1985), S. 244f.

⁴⁷ Präsidium der Freien Universität Berlin (2010), S. 5.

Technischen Universität Berlin trägt die Mission im Namen: **Berliner Modell: Ausbildung für nachberufliche Aktivitäten** kurz: BANA.⁴⁸

Die Technische Universität Dortmund hat mit dem Weiterbildenden Studium für Seniorinnen und Senioren bereits vor drei Jahrzehnten ein Angebot geschaffen, bei dem Ältere nicht nur Kompetenzen für „eine selbst bestimmte Gestaltung der Lebensphase Alter“ erwerben, sondern auch ausdrücklich „für ein gesellschaftliches Engagement.“⁴⁹ Ludger Veelken, der seit 1980 dieses Angebot maßgeblich mit aufgebaut und etabliert hat, hebt in seinem Vortrag „Seniorenstudium zwischen Altenbildung und nachberuflicher wissenschaftlicher Weiterbildung von Senioren“ unter dem Punkt „Hochschulspezifisches Profil einer wissenschaftlichen Weiterbildung von Senioren“ den Punkt „Handlungsorientierung“ hervor:

„Wissenschaftliche Weiterbildung muß Handlungsfähigkeit und -willigkeit hervorlocken und Handlungsqualitäten erweitern. Wissenschaftliche Weiterbildung ist kein Konsumangebot, das man sich beliebig aussuchen kann, dient nicht einer Art Beschäftigungstherapie im Ruhestand, sondern richtet sich an Erwachsene, die zu neuem Handeln motiviert sind bzw. angeregt werden sollen. Damit ist nicht ein planloses Aktivierungskonzept zugrundegelegt, die Älteren wollen nicht irgend etwas tun, um sich jung zu fühlen, sondern die Ergebnisse der Weiterbildung von Senioren zeigen, daß der Wunsch zu nachberuflichen ehrenamtlichen Tätigkeiten [sic] vor dem Studium bestand und durch das Studium verstärkt wird. Die nachberuflichen ehrenamtlichen Tätigkeiten werden von den Absolventen als Kraft- und Energiequelle, als Wachstum der Identitätsfaltung [sic] empfunden. Auf der einen Seite wird die existentielle Notwendigkeit, als „zum Leben notwendig“, auf der anderen Seite die Verbesserung und Bereicherung des Lebensgefühls durch das Zugehen auf neue Tätigkeiten und durch die Ausübung der Tätigkeiten empfunden. Die Studierenden entdecken eine Alternative zum „statischen Ruhestand“, der vielfach mit Kontaktlosigkeit, Bedeutungslosigkeit und Unproduktivität einhergeht.“⁵⁰

⁴⁸ http://www.zewk.tu-berlin.de/v-menue/wissenschaftliche_weiterbildung/gasthoererstudium_bana/.

⁴⁹ <http://www.seniorenstudium.gerontologie-dortmund.de/>.

⁵⁰ Kühlmann, Pohlhausen, Veelken (1985), S. 68.

1.3 Die Bildungsaufgabe der Bibliotheken

Zu den Aufgaben, die Bibliotheken übernehmen, haben sich die deutschen Bibliothekare wiederholt in Positionspapieren geäußert. Bildungsaufgaben stehen dabei immer an prominenter Stelle. Bibliotheken aller Art stellen für alle Bereiche der Allgemeinbildung, der Aus- und Weiterbildung, der Wissenschaft und Forschung, der Wertorientierung und Willensbildung, kurz für das lebenslange Lernen, die notwendigen Informationen zur Verfügung. An diesem grundlegenden Verständnis hat sich nichts geändert, wie die Zitate aus den sog. Bibliotheksplänen 1973, 1993 und 2007 zeigen:

1973:

„Bildung und Wissenschaft bedürfen der umfassenden Information. [...] Bibliotheken, die Informationen und Literatur bereitstellen, erschließen und vermitteln, sind damit eine wesentliche Voraussetzung für die Entwicklung der Wissenschaft, des gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Lebens. [...] Bibliotheken aller Art bieten die breite Basis für eine freie geistige Betätigung. Die ständig steigenden Anforderungen auf allen Gebieten der allgemeinen Bildung, der beruflichen Aus- und Fortbildung, der Forschung und Lehre machen eine ununterbrochene Weiterbildung zwingend notwendig. Sie können nur erfüllt werden, wenn Literatur aller Art, die auch in Zukunft Grundlage des Lernens sein wird, und Informationsmittel für jedermann an jedem Ort erreichbar sind.“⁵¹

1993:

„Allen Bürgerinnen und Bürgern dienen die Bibliotheken für ihre schulische und berufliche Aus- und Weiterbildung, ihre kreative Freizeitgestaltung und Unterhaltung. Bibliotheken dienen der politischen Meinungsbildung im demokratischen Gemeinwesen, der Sinnorientierung und der Leseförderung. Sie sind Basis für Forschung und Lehre in Schule und Hochschule. Sie machen Welt und Gesellschaft transparenter. Bibliotheken füllen wichtige Grundbegriffe unserer Werteordnung – Menschenwürde, Solidarität und Toleranz, Freiheit und Verantwortung, Demokratie und Gerechtigkeit – mit Inhalten und helfen mit, jenen Grundkonsens zu sichern, der diese Ordnung vor Willkür und Beliebigkeit schützt und damit Pluralismus ermöglicht. Sie fühlen sich dabei besonders dem Artikel fünf

⁵¹ Deutsche Bibliothekskonferenz (1973), S. 9f.

des Grundgesetzes – Freiheit der Information und der Meinungsäußerung, Verbot der Zensur – verpflichtet.“⁵²

2007:

„Wissen lebt von Informationen und deren Austausch. Bibliotheken sind bereits heute Informations- und Wissensmanager auf allen Stufen der individuellen Bildungsbiographie – sie unterstützen im Kindesalter als öffentliche Bibliothek oder Schulbibliothek die Lesekompetenz und die kindliche Neugier, sie bilden als wissenschaftliche Bibliothek oder Spezialbibliothek eine wichtige Ressource für Forschung und Lehre. *In ihrer Gesamtheit* unterstützen und begleiten sie das lebenslange Lernen durch Angebote, die von der Bereitstellung von Literatur und elektronischen Medien bis hin zur Vermittlung von Fachinformationen via Internet und Datenbanken reichen.“⁵³

Hier werden die Bibliotheken „in ihrer Gesamtheit“ als zuständig für das Lebenslange Lernen angesehen, in der Praxis wie in der Literatur werden jedoch in Deutschland ausschließlich Öffentliche Bibliotheken in Zusammenhang mit Lebenslangem Lernen gebracht. Sie begleiten den Nutzer von frühester Kindheit an durch seine gesamte Bildungsbiographie bis ins Seniorenalter mit zielgruppenorientierten Angeboten: Dazu zählt Bilderbuchkino ebenso wie das Angebot von Großdruckbüchern und Buchbringdiensten.⁵⁴ Interessant ist ferner der Hinweis von Schwabe, wonach das Bundessozialhilfegesetz kommunale Einrichtungen wie Öffentliche Bibliotheken verpflichtet, alten Menschen die Teilhabe am Leben der Gemeinschaft zu ermöglichen.⁵⁵

Während Öffentliche Bibliotheken in vielfältiger Weise auf Senioren zugehen, ist für Wissenschaftliche Bibliotheken der alte Nutzer nur sehr selten ein Thema, nicht in der Literatur und kaum in der Praxis. Das soll sich ändern und dazu will diese Arbeit einen Beitrag leisten.

⁵² Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände (1994), S. 3.

⁵³ Bertelsmann Stiftung (2004), S. 7, Hervorhebung d. A.

⁵⁴ Schwabe (2006) gibt einen Überblick über die Angebote, S. 25ff.

⁵⁵ Vgl. Schwabe (2006), S. 19.

1.4 Methodisches Vorgehen

1.4.1 Wahl der Interviewtechnik

Da zu dem Verhältnis von Senioren und Wissenschaftlichen Bibliotheken noch keine Studien vorliegen, war es notwendig, zunächst ein grundlegendes Verständnis der Bedürfnisse und Ansichten der beiden Gruppen zu erarbeiten. Ein qualitativer Ansatz, der auf die Entwicklung einer Tiefenperspektive zielt, ermöglicht dies. Aus dem gleichen Grund wurde statt einer Interviewtechnik mit standardisierten Fragen die persönliche, offene Interviewform gewählt. Die Interviews wurden mit Hilfe eines Leitfadens geführt. Für die Senioren-Interviews und für die Bibliotheksinterviews wurde jeweils ein eigener Leitfaden entwickelt, sie sind im Anhang nachzulesen.

1.4.2 Auswahl und Rekrutierung der Interviewpartner, Interviewsituation und Aufzeichnung der Gespräche

Exkurs: Seniorenstudenten?

Zur Zahl der Senioren-Studenten an deutschen Hochschulen gibt es zwei neuere Schätzungen. In seinem „Studienführer für Senioren“ aus dem Jahr 2001 spricht Saup von fast 25 000 Teilnehmern an einem Seniorenstudium, das von 50 deutschen Hochschulen angeboten wird. Darüber hinaus rechnet er mit einer „beträchtliche[n] Anzahl“ von Älteren, etwa 12 000, die als Gasthörer oder ordentliche Studierende an einer Universität eingeschrieben sind.⁵⁶

Krisam schätzt in ihrer im Jahr 2002 erschienenen Studie zu *ordentlichen* Senioren-Studenten, dass im Wintersemester 1995/96 rund 13 750 ordentliche Studierende über 50 (und fast 10 000 über 55 Jahre) an deutschen Hochschulen immatrikuliert waren. Hinzu kommen bei einer vorsichtigen Berechnung weitere 41 250 Seniorenstudenten und Gasthörer über 50 Jahre, so dass Krisam von einer Zahl von 55 000 Senioren an deutschen Universitäten oder vergleichbaren Hochschulen ausgeht.⁵⁷

⁵⁶ BMBF (2001a), S. 14. Unklar ist, ab welchem Alter Saup Studenten zu den „Älteren“ zählt, ein Diagramm auf S. 15 beginnt mit der Alterssäule „bis 55 Jahre“.

⁵⁷ Krisam (2002), S. 84.

Krisam weist darauf hin, dass an Universitäten mit einem organisiertem Seniorenstudium, die Zahl derer, die sich für eine Teilnahme an diesem Angebot entscheiden, doppelt so groß bis um das Vierfache höher ist, als die Zahl der älteren ordentlichen Studenten.⁵⁸

Der Schwerpunkt des Interesses älterer Studenten liegt klar bei geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern. Zu den Favoriten zählen neben Geschichte Kunst und Kulturwissenschaften, Philosophie, Politik, Soziologie und Psychologie.⁵⁹ Für die Bibliotheken dieser Fächer kann es daher von besonderem Interesse sein, sich mit dieser Nutzergruppe auseinanderzusetzen.

Zwei Gruppen sollen in dieser sozialwissenschaftlich und empirisch angelegten Studie näher betrachtet werden: Senioren, die Wissenschaftliche Bibliotheken benutzen, und diese Bibliotheken selbst. Die Auswahl der Stichprobe der Senioren wurde von der Frage geleitet, welche Senioren einen Anlass haben, Wissenschaftliche Bibliotheken zu benutzen. Eine geeignete Gruppe fand sich in den Senioren-Studenten des BANA-Studiums der Technischen Universität Berlin. BANA steht für „Berliner Modell: Ausbildung für nachberufliche Aktivitäten“. ⁶⁰ Studenten dieses Studiums sind deshalb als Stichprobe besonders geeignet, da die BANA-Studenten keine Gasthörer in dem Sinne sind, dass sie nur Vorlesungen besuchen. Vielmehr sind sie aufgefordert, im Laufe ihres Studiums ein Projekt zu erarbeiten und sie können eine freiwillige Abschlussarbeit schreiben.

Die Präsentation der Projekte unterscheidet sich je nach dem gewählten Studienschwerpunkt. Im Schwerpunkt Stadt ist es das Journal: eine großformatige Zeitschrift, in der die Beiträge der Studenten veröffentlicht werden.⁶¹ Beim Schwerpunkt Umwelt kann die Präsentation eine CD-ROM zu einem bestimmten Thema sein oder auch Informationstafeln, die an besonderen Orten aufgestellt

⁵⁸ Krisam (2002), S. 85.

⁵⁹ Vgl. dazu Scholz (1993), S. 111f. und ausführlicher Krisam (2002), S. 105ff. (allerdings meist nur zu der Fächerwahl ordentlicher Seniorenstudenten).

⁶⁰ http://www.zewk.tu-berlin.de/v-menue/wissenschaftliche_weiterbildung/gasthoererstudium_bana/.

⁶¹ http://www.zewk.tu-berlin.de/v-menue/wissenschaftliche_weiterbildung/gasthoererstudium_bana/schwerpunkte/fokus_stadt/#151810.

werden.⁶² Beim Schwerpunkt Gesundheit und Ernährung werden die Projekte im Rahmen einer Ausstellung gezeigt.⁶³

Aufgrund dieser Anforderungen haben BANA-Studenten einen Anlass, Wissenschaftliche Bibliotheken zu benutzen. Bei der Suche nach Interviewpartnern wurde darauf geachtet, keine Studienanfänger auszuwählen, da diese noch kein Projekt bearbeitet haben.

Um solche BANA-Studenten zu treffen, boten sich zwei Foren an: der BANA-Salon und BANA mobil.⁶⁴ Beides sind außerhalb des Studiums von BANA-Studenten organisierte regelmäßige Treffen. Der BANA-Salon findet einmal im Monat am Abend statt. Es ist ein Treffen mit einem von den Senioren gestalteten Programmteil aus Vorträgen, Berichten, Lesungen etc. und Klaviermusik und anschließendem Beisammensein. BANA mobil ist ein wöchentliches Treffen am Nachmittag mit unterschiedlichen Aktivitäten, die von Vorträgen über Ausflüge bis zu Kinobesuchen reichen. Nachdem mit den jeweiligen Organisatoren Kontakt aufgenommen worden war, konnte das Vorhaben dieser Arbeit bei den Treffen vorgestellt und Interviewpartner gewonnen werden.

Insgesamt ließen sich zwischen dem 31. März und dem 13. April 2011 acht BANA-Studenten interviewen: drei Männer und fünf Frauen im Alter von 66 bis 69 Jahren, eine Studentin machte keine Altersangabe. Keiner war berufstätig. Fünf Studenten hatten zu dem Zeitpunkt das BANA-Studium bereits abgeschlossen, einige besuchten aber weiterhin Lehrveranstaltungen. Bis auf eine Studentin, die den Studienschwerpunkt Umwelt und eine Studentin, die den Schwerpunkt Gesundheit und Ernährung gewählt hatte, studierten alle anderen Interviewpartner im Schwerpunkt Stadt. Die Studentin, deren BANA-Studium am längsten zurück lag, nahm das Studium im Jahr 2004 auf, zwei Interviewte begannen 2008 mit dem Studium, drei hatten das Studium noch nicht abgeschlossen und zwei Interviewpartner hatten das Studium bereits abgeschlossen, es ist jedoch unklar, wann genau sie es begonnen hatten. Sicher ist jedoch, dass allen die im Jahr 2004 eröffnete Universitätsbibliothek der TU Berlin (auch Volkswagenbibliothek oder

⁶² http://www.zewk.tu-berlin.de/v-menue/wissenschaftliche_weiterbildung/gasthoererstudium_bana/schwerpunkte/fokus_umwelt/#151815.

⁶³ http://www.zewk.tu-berlin.de/v-menue/wissenschaftliche_weiterbildung/gasthoererstudium_bana/schwerpunkte/fokus_gesundheit_und_ernaehrung/#151818.

⁶⁴ <http://www.bana-studenten.de/salon.html>.
<http://www.bana-studenten.de/banamobil.html>.

VW-Bibliothek) für Recherchen zur Verfügung stand. Nähere Angaben zu den Personen wurden nur in begrenztem Umfang erhoben. Dazu gehörte die Frage nach einem eigenen Computer oder Laptop, einem Internetanschluss zuhause, einem Universitätsstudium vor BANA, der Benutzung Öffentlicher und Wissenschaftlicher Bibliotheken vor BANA und nach dem Alter und Geschlecht (siehe Anhang).

Drei der Interviews fanden bei den Studenten zuhause statt, eins in einem Café, eins in einer Cafeteria, eins in einem öffentlichen Park und zwei bei einem Treffen von BANA mobil. Das kürzeste Interview dauerte 14 Minuten, das längste 1 Stunde 23 Minuten, die restlichen sechs im Mittel etwa 31 Minuten. Alle Interviews durften aufgezeichnet werden.

Der Leitfaden für die Studenteninterviews umfasste insgesamt zehn Fragen, die aber in den meisten Fällen nicht alle explizit gestellt werden mussten, um die Interviewpartner zu den gewünschten Themen zum Sprechen zu bringen. Die Frage nach dem Projekt bzw. der Abschlussarbeit bildete den Einstieg in das Gespräch.⁶⁵

Bei den Wissenschaftlichen Bibliotheken fiel die Wahl auf Bibliotheken, deren Universitäten ein Weiterbildungsangebot für Senioren machen, wie z. B. die Technische Universität Berlin mit dem BANA und die Freie Universität Berlin mit der GasthörerCard.⁶⁶ Unter diesen Bibliotheken waren diejenigen von besonderem Interesse, die geisteswissenschaftliche Fächer beherbergen, da diese Fächer von Senioren-Studenten besonders gerne studiert werden.⁶⁷ Da die BANA-Studenten immer wieder die Bereichsbibliothek Architektur und Kunstwissenschaften der TU Berlin (im Folgenden: Architekturbibliothek) erwähnten, wurde versucht, sie in die Untersuchung einzubeziehen. Außerdem wurde versucht, einen Vertreter der Universitätsbibliothek der TU Berlin zu finden, da die BANA-Studenten bisher in dieser Bibliothek eine Führung erhielten. In dieser Arbeit wird nach der Einstellung der Bibliotheken gefragt, deshalb fiel die Entscheidung, möglichst die Leiter in die Stichprobe aufzunehmen. Als Interviewpartner für diese Experteninterviews konnten drei Bibliotheksleiter der FU Berlin gewonnen werden, die TU Berlin war durch eine Mitarbeiterin der Architekturbibliothek vertreten. Im Anschluss an das Interview wurden Fragen nach dem Alter und Geschlecht gestellt, nach einem Engagement in

⁶⁵ Zunächst war die Einstiegsfrage, wie besuchte Veranstaltungen vor- und nachbereitet werden. Da diese sich schnell als unergiebig erwies, wurde die Frage abgewandelt und als erstes nach dem Studienprojekt bzw. der Abschlussarbeit gefragt.

⁶⁶ <http://www.fu-berlin.de/sites/weiterbildung/gasthoerercard/index.html>.

⁶⁷ Vgl. dazu Krisam (2002), S. 105ff.

Verbänden oder Gremien, um mögliche berufliche Interessenschwerpunkte zu erfahren, und danach, ob es im persönlichen Umfeld Senioren-Studenten gibt.

Die Experteninterviews mit den Bibliotheksleitern wurden an deren Arbeitsplatz geführt, das Mitarbeiter-Interview fand in einem Bistro statt. Letzteres sollte als einziges aller Interviews nicht aufgezeichnet werden, daher wurden hier während des Gesprächs Notizen gemacht. Die Experteninterviews dauerten zwischen 14 und 48 Minuten.

1.4.3 Auswertung der Interviews

Alle Interviews wurden weitgehend transkribiert. Diese Texte bildeten die Grundlage der weiteren Bearbeitung, wobei einzelne Aussagen immer wieder nachgehört wurden, um Nuancen wie die Betonung besser einbeziehen zu können.

Die Aussagen der einzelnen Studenten wurden thematisch gruppiert, wobei ein Teil der Themen durch die Fragen in den Leitfäden gegeben war, ein anderer Teil sich aus dem Gesagten ergab. Außerdem wurde auf der Grundlage ihrer Aussagen im Interview und den Angaben zu ihrer Person am Ende der Interviews ein Profil für jeden Studenten entwickelt. Um die Studenten hinsichtlich ihres Vorgehens bei der Recherche gruppieren zu können, wurden dann folgende Parameter verglichen:

- Bibliotheksbenutzung vor dem BANA-Studium
- Bibliotheksbenutzung jetzt: bittet an der Auskunft um Hilfe
- recherchiert im OPAC
- nutzt für Projekt überwiegend Internetquellen und „vor Ort“-Recherche
- problemloser Umgang mit Bibliotheks-IT
- Bibliotheks-IT bereitet Probleme
- nutzt Bibliotheks-IT nicht

Die Experteninterviews mit den Bibliotheksleitern wurden ebenfalls weitgehend transkribiert. Anders als bei den Studenteninterviews wurde bei der Analyse hier Wert darauf gelegt, interessante Ideen und Gedankengänge aufzugreifen.

2 Welche Rolle sollen Wissenschaftliche Bibliotheken übernehmen?

In diesem Kapitel wird herausgearbeitet, welche Bedürfnisse Senioren-Studenten während ihres Studiums gegenüber Wissenschaftlichen Bibliotheken entwickeln. Ausgehend von Interviews, in denen BANA-Studenten beschreiben wie sie an ihre Studienprojekte und Abschlussarbeiten herangehen, wird dargestellt, ob und wie sie an Wissenschaftliche Bibliotheken herantreten und deren Leistungen in Anspruch nehmen. Aus dem in den Interviews geschilderten Vorgehen wird abgeleitet, welche Erwartungen gegenüber den Universitätsbibliotheken bestehen. Das „sollen“ im Titel der Arbeit beschreibt somit die Perspektive der Senioren-Studenten.

2.1 BANA-Studenten und Wissenschaftliche Bibliotheken

2.1.1 Recherchestrategien der BANA-Studenten

Bevor die Recherchestrategien der Studenten dargestellt werden ist es hilfreich zu fragen, welchen wissenschaftlichen Anspruch das BANA erhebt.

BANA bedeutet ‚Berliner Modell: Ausbildung für nachberufliche Aktivitäten‘, wird von der Zentraleinrichtung wissenschaftliche Weiterbildung und Kooperation der TU Berlin angeboten und nennt sich Gasthörerstudium. Es wird von der TU als „attraktives Gasthörerstudium“ und „innovatives Weiterbildungsangebot“ beschrieben, das „einen unmittelbaren Zugang zu neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen ermöglicht.“⁶⁸ Das Studium ist „praxisorientiert“, neben der Vermittlung von Fachwissen soll „in speziellen schwerpunktspezifischen Theorie-Praxis-Projekten die Anwendung des neuen Wissens erprobt“ werden.⁶⁹ Ziel von BANA ist es, „Kompetenzen für nachberufliche Aktivitäten in gesellschaftlich relevanten Bereichen“ zu vermitteln und zu (ehrenamtlichem) Engagement im eigenen Stadtteil, in sozialen Einrichtungen, Initiativen oder Projekten anzuregen.⁷⁰ Damit ist BANA ein typisches Beispiel für Angebote Lebenslangen Lernens, die zu bürgerschaftlichem Engagement motivieren wollen. Dass es nicht in erster Linie um wissenschaftliche Betätigung geht, wird auch daraus deutlich, dass im

⁶⁸ Technische Universität Berlin (2011), S. 4 oder

http://www.zewk.tu-berlin.de/v-menue/wissenschaftliche_weiterbildung/gasthoererstudium_bana/.

⁶⁹ Broschüre BANA-Studium, S. 4.

⁷⁰ Technische Universität Berlin (2011), S. 4 oder

http://www.zewk.tu-berlin.de/v-menue/wissenschaftliche_weiterbildung/gasthoererstudium_bana/.

Vorlesungsverzeichnis zum Sommersemester 2011 Veranstaltungen zu Wissenschaft allgemein, zu Wissenschaftstheorie und zu Wissenschaftsgeschichte als ‚ergänzende Veranstaltungen‘ geführt werden.

Auch unter den Studenten scheint Unklarheit über den wissenschaftlichen Anspruch der Projektarbeiten zu herrschen. Studenten, die den Bereich Stadt als Schwerpunkt gewählt hatten und deren Beiträge im BANA-Journal veröffentlicht wurden, machten während des Interviews unterschiedliche Angaben: Während eine Studentin sagt, das Journal sei keine wissenschaftliche Arbeit und die Dozentin habe gesagt, die Studenten bräuchten keine Quellenangaben zu machen,⁷¹ widerspricht dem eine andere Studentin: die Dozentin habe nach Quellenangaben verlangt.⁷²

Eine andere Studentin macht den unterschiedlichen Anspruch zwischen einem ordentlichen Studium und BANA deutlich, als sie auf die Frage nach der Nutzung von Online-Datenbanken und Online-Zeitschriften eingeht: „Nein, so breit ist das Studium auch nicht angelegt. [...] Man könnte sich z. B. mit einem Bauwerk insgesamt beschäftigen, bloß da sind nach meinem Dafürhalten so viele Details erforderlich, was eher bei den Architekten angelandet ist. Ich denke, so tief geht hier das Studium nicht.“⁷³

Man kann davon ausgehen, dass bei BANA die persönliche Auseinandersetzung mit einem Thema und dessen Aufbereitung und Präsentation im Vordergrund stehen. In wie weit dies wissenschaftlichen Ansprüchen genügt, liegt in der Verantwortung der einzelnen Studenten. Deren unterschiedliche Ansprüche spiegeln sich deutlich in den unterschiedlichen Herangehensweisen an ihr jeweiliges Thema wider.

In den Interviews mag nicht in jedem Fall jede einzelne Informationsquelle genannt worden sein, ganz sicher aber wurden die für die eigene Arbeit wichtigsten Quellen benannt. Die Studenten nutzen zwar nicht grundsätzlich verschiedene Informationsquellen, sie kombinieren und gewichten diese aber unterschiedlich. Genannt wurden: die Recherche vor Ort, das Durchführen von Befragungen und Interviews, Anfragen bei (Heimat)Museen und Archiven, der Rückgriff auf eigenes Vor- und Erfahrungswissen, Googlen, Nachschlagen in den Beständen der häuslichen Bibliothek, die Nutzung Öffentlicher und Wissenschaftlicher Bibliotheken.

⁷¹ Interview mit P5, 8:24, ohne Audiofile.

⁷² Interview mit P7, 23:26.

⁷³ Interview mit P4, 20:43, ohne Audiofile.

Analysiert man die Aussagen und Angaben der Studenten unter den unter 1.4.3 genannten Parametern, kristallisieren sich folgende drei Typen von Recherchestrategien heraus:

Die Intuitiven: Sie haben weder vor dem BANA-Studium Bibliotheken benutzt noch während des Studiums gelernt, sie für sich zu nutzen, denn dafür besteht kein Bedarf.

Die Profis: Sie sind wissenschaftliches Arbeiten gewöhnt, nutzen die Recherchemöglichkeiten der Bibliotheken souverän, IT ist für sie kein Hindernis sondern ein selbstverständlich eingesetztes Mittel der Information und Kommunikation. Bibliotheken sind der wichtigste Anlaufpunkt für die Recherche.

Die Kombinierer: Sie wissen um die Ressourcen der Bibliotheken, nutzen sie aber aus verschiedenen Gründen nicht selbständig oder gar nicht. IT wird als unumgängliches Hilfsmittel für das Studium erkannt, der Umgang fällt jedoch nicht immer leicht und stellt ein Hindernis bei der Bibliotheksnutzung dar. Bibliotheken werden in der Regel genutzt, um zuvor in anderen Kontexten gefundene Literatur zu beschaffen. Recherche wird gerne vor Ort betrieben und Projekte mit Hilfe der heimischen Bücherbestände bearbeitet.

2.1.1.1 Die Intuitiven

Der erste Typ, hier dargestellt anhand der Aussagen der Studenten P1 und P7, verlässt sich bei der Recherche größten Teils auf Informationen, die vor Ort gesammelt werden. „Vor Ort“ ist durchaus wörtlich zu verstehen, denn oft beginnt die Recherche mit einer Begehung des Studienobjektes. Im Schwerpunkt Stadt sind das beispielsweise Gewerbehöfe oder Wohnhäuser, Plätze oder Straßenzüge usw. Dabei werden Fotos gemacht und Gesprächspartner wie Hausmeister, Hausverwalter, Mieter oder langjährige Anwohner gesucht, die einen großen Teil der in den Projekten verarbeiteten Informationen beisteuern.

Solche Gespräche können spontan oder nach Vereinbarung zustande kommen, sie verlaufen aber meist eher unstrukturiert und kaum in der Form eines vorbereiteten Interviews. Darauf deutet die Formulierung des Studenten P1 hin, der den Recherchebeginn so beschreibt: „[...] und da sind wir dann hin und sind dann reingegangen in den Eingang unten und haben dann den Hinterhof, und haben ein

paar Fotos gemacht und haben uns da beim Hausmeister erst mal so ne Stunde erzählen lassen.“⁷⁴

Auch P7 berichtet von einem spontan zustande gekommenen Interview: „Da ist ein Café gegenüber [...] und da hab ich mich öfter hingesezt [...] und da sagt die eine [...] Bedienung zu mir: ‚Wenn du noch irgendwie ein Interview haben willst von einem Mieter, der da drin ist, dann musst du dich beeilen, da sitzt nämlich ein Herr, gerade so ein Stückchen weiter, und der wohnt da. Der ist da mit seiner Frau gerade eingezogen‘ [...] Und dann hab ich den gefragt, ganz nett, [...] und der hat gleich gesagt [...] ‚Sie können gleich mitkommen, gegenüber ist die Wohnung.‘ Der wohnt da an der Ecke direkt und hat mir wunderschön die Räume gezeigt, und dann haben wir uns einen Moment hingesezt und dann hab ich meine Fragen gestellt [...]“⁷⁵

Eine weitere wichtige Informationsquelle sind Heimatmuseen und deren Archive. Sie sind beliebt, weil sie als Institutionen bekannt sind oder weil vermutet wird, dass es sie gibt. Ein weiterer Grund ist, dass die Studenten sich dort willkommen fühlen und Informationen auf Anfrage problemlos geliefert bekommen. Studentin P7 formuliert das so: „Bei uns [...] ist das Rathaus und da dachte ich, ich geh mal fragen, da muss es ja ein Archiv geben irgendwie, das wusste ich, [...] das hatte ich schon mal von jemandem gehört, dass man da so ein bisschen rumkramen kann, Zeitungsausschnitte über [Stadtteil XY] [...] Dann bin ich dahin gegangen auch so ganz so unvorbelastet. Oben im 4. Stock ist dieses Archiv und da saßen zwei Damen, total süß, eine war schon 86, [...] die konnte nicht mehr richtig sehen, aber hören, das funktionierte ganz toll, und die hat schon 20 Jahre dieses Archiv bearbeitet. Und der habe ich sofort die Frage gestellt, und habe gesagt: ‚Ich will was über ...‘ Und da sagt sie: ‚Ja, natürlich, da gibt es nen Bildband.‘“⁷⁶

Den Service des Heimatmuseums lobt auch Student P1: „Und dann sind wir noch ins Museum gegangen und haben da im Archiv noch mal rumgestochert was früher war, und da waren die auch sehr sehr entgegenkommend, haben uns so ne CD noch gegeben über irgendwelche Sachen, was wir uns rausgesucht haben.“ Zwischenfrage: „Und wie sind Sie darauf gekommen, auf das Museum z. B. da nachzufragen?“ „[XY] wohnt da in [Stadtteil XY], die wusste, dass da ein Museum ist, in der Hauptstraße, da sagte sie, da müsste eigentlich was sein über diese Geschichte. [...]

⁷⁴ Interview mit P1, 5:33.

⁷⁵ Interview mit P7, 18:45.

⁷⁶ Interview mit P7, 5:34

Dann haben wir da angerufen und uns angemeldet und dann haben die uns da ein paar Sachen rausgelegt, dann haben wir da ein bisschen durchgeschnüffelt, und dann haben die gesagt, wir sollen sagen, was wir gerne möchten, und dann machen sie uns eine CD davon. Das war sehr angenehm.“⁷⁷

Die auf diese Weise gesammelten Informationen können bereits ausreichen, um ein Projekt erfolgreich abzuschließen. Das bestätigt die zusammenfassende Beschreibung P1s: „Ich habe gedacht, na ja, wenn man so richtig logisch denkt, wo können wir am meisten über den Hof erfahren, am besten gehen wir mal rein und klingeln beim Hausmeister an. Und dann, wer ist denn hier die Grundstücksverwaltung, [...] dann haben wir da angerufen, ist da ein zuständiger Verwalter extra für? Ja, is der und der. [...] Da haben wir dann angerufen, die waren stolz, dass wir über ihre Gebäude berichten wollten, waren sehr sehr aufgeschlossen und entgegenkommend. [...] Dann haben die uns alles erzählt und wir haben mitgeschrieben, und haben gedacht, jetzt wissen wir ja schon verdammt viel. [...] Dann haben wir gedacht, wir könnten noch eins, [...] noch mal tiefer dahinter graben, weil da noch ein paar Sachen [...] darüber könnten wir wahrscheinlich im Archiv mehr wissen.“ Zwischenfrage: „Was für ein Archiv war das?“ „Das was das Stadtmuseum von [Stadtteil XY] und die haben im Archiv so was alles gehabt. [...] Dann haben wir einfach so alles nachgeforscht, uns durchgelesen und mitgeschrieben, die hatten auch ne Broschüre da in der Verwaltung [die Grundstücksverwaltung, d. A.], die haben sie uns gegeben, da haben wir auch ein paar Sachen rausgesucht [...], dann haben wir alles, was wir so zusammengefunden haben, zusammengepackt und das reichte dann auch.“⁷⁸

Angesprochen auf die Ressourcen, die die Universitätsbibliothek mit ihrer IT-Ausstattung bietet, und die vielleicht für das Projekt hätten nützlich sein können, macht P1 deutlich, dass er diese Art des Vorgehens als „zu umständlich“ empfindet. Das entscheidende Hindernis scheint gerade die IT-Ausstattung zu sein, „die ganze Technik“, die er aber sowieso nicht nutzen würde, selbst wenn er in die Bibliothek ginge. Er würde gleich an der Auskunft um Hilfe bitten. Auch wenn den Studenten

⁷⁷ Interview mit P1, 7:30. Ein weiterer Student, P8, der im Heimatmuseum eines Berliner Stadtteils Material sammelte, sagt ebenfalls: „Und dann bin ich ins Heimatmuseum [Stadtteil XY] gegangen, das ist unheimlich nett da, in so einem alten Fachwerkbau, die waren mir auch sehr behilflich und haben mir aus ihren Archiven rausgeholt, was ich haben wollte.“ (Interview mit P8, 6:25).

⁷⁸ Interview mit P1, 27:19.

die Benutzung der Bibliothek und das Nachfragen offensichtlich nahegelegt worden ist,⁷⁹ empfindet dieser Student sein Vorgehen doch als den „leichteren Weg“, eine Formulierung, die auch andere Studenten in ähnlicher Weise wählten. Sie alle meinen damit, dass sie in der Universitätsbibliothek der TU nicht selbständig recherchieren (können). Das wird im folgenden Gesprächsausschnitt deutlich, in dem noch einmal P1 zu Wort kommt:

Frage: „Die Bibliotheken, gerade die TU auch, die versuchen ja immer die neuste IT anzubieten, immer mehr Datenbanken, besseren Zugang, und WLAN-Arbeitsplätze usw. Da wollte ich fragen, ob Sie den Eindruck haben, dass das für Ihr Studium auch nützlich ist?“

„Also, sagen wir mal, wir haben vielleicht den *leichteren* Weg gesucht, den *bequemeren*. Wir hätten ja, glaube ich, wenn wir jetzt hierüber mehr wissen wollten, hätten wir da auch was rausgefunden. Zumindest hätten wir vorne gefragt [an der Auskunft der Bibliothek, d. A.], dass man uns da erklärt wo wir da reingehen, [...] da hätten die uns auch weitergeholfen, so wie das Archiv, dass die gesagt hätten, da und da findet ihr was, und dann hätten wir uns das raussuchen können. So hat man uns das auch nahegelegt. Aber dann war uns das ein bisschen *zu umständlich*, oder diese ganze Technik hier und da, dass man dachte ... Sicher, man geht sowieso hin da unten am Schalter und fragt, wie gehe ich denn jetzt weiter und was, hilft mir doch mal. Aber, wir haben dann diesen Weg gewählt und haben gedacht, ach, Verwalter, Hauswart und da ist ein Archiv und das Museum, und das war alles gleich um die Ecke und gleich vor Ort, und da haben wir gedacht, die wissen, wovon sie reden, das ist ihr Stadtteil, die haben das dann da und fertig.“⁸⁰

Die beiden hier zitierten Studenten sind diejenigen in der Gruppe der Interviewten, die bei der Recherche am stärksten auf Ressourcen außerhalb von Bibliotheken zurückgreifen. Während P7 in der Universitätsbibliothek nach einer Zeitschrift, auf die sie in einer Quellenangabe im Archivmaterial gestoßen war, fragt, dann in die Architekturbibliothek verwiesen wird und dort ihre Recherchen fortsetzt, besucht P1 im Laufe der Recherchen kein einziges Mal eine Bibliothek.

Das Verhalten entspricht ihrer Bibliotheknutzung vor dem Studium: Beide geben an, vor dem BANA-Studium weder Wissenschaftliche noch Öffentliche Bibliotheken

⁷⁹ Zu Beginn des Studiums gab es früher eine besondere Bibliothekseinführung für BANA-Studenten, an der fast alle der Interviewten teilgenommen haben. Ab dem Sommersemester 2011 sind die Studenten aufgefordert, an den regulären Bibliothekseinführungen teilzunehmen.

⁸⁰ Interview mit P1, 23:50 [Hervorhebungen d. A.].

benutzt zu haben, keiner der beiden besaß einen Bibliotheksausweis der TU Berlin und keiner der beiden hatte vor BANA an einer Hochschule studiert. P7 kommentiert, sie sei „völlig entfernt davon“⁸¹ gewesen, Bibliotheken zu benutzen. Während sie sich darauf einlässt, Universitätsbibliotheken aufzusuchen als der Bedarf entsteht, vertraut P1 ganz auf seine außerhalb des Studiums erworbenen Problemlösungsstrategien: „Erwachsene haben dann irgendwo vielleicht die Lebenserfahrung, dass man sagt, wir suchen uns schon unseren Weg. Ich habe gedacht, na ja, wenn man so richtig logisch denkt, wo können wir am meisten über den Hof erfahren, am besten gehen wir mal rein und klingeln beim Hausmeister an [...]“⁸²

P7 schränkt jedoch ein, dass sie nur dieses eine Mal eine Universitätsbibliothek besucht habe und auch keinen Bibliotheksausweis beantragt hatte.

P7 gibt an, neben Gesprächen mit Zeitzeugen auch viel im Internet recherchiert zu haben: „Ich habe aber auch immer recherchiert, das ist richtig, und zwar viel im Internet. [...] Ich habe fast ausschließlich dann über Wikipedia, das erschien mir immer so am schnellsten und am deutlichsten, da habe ich sehr viel nachgelesen. Und was mir dann wichtig und richtig erschien habe ich mir dann auch kopiert. Ich habe auch einen Kopierer, und dann habe ich das alles da mit reingesetzt.“⁸³ „Wie gesagt, Wikipedia war ganz wichtig und dann eben die Zeitzeugen [...]“⁸⁴

Für beide Studenten waren das Arbeiten an einem solchen Projekt und die damit verbundenen Recherchen neue Erfahrungen, die sie im Rückblick positiv bewerten. P7 berichtet begeistert: „Ich hab vorher noch nie so was gemacht, ich war da also doch relativ angetan dann von der Arbeit, hat mir Spaß gemacht!“⁸⁵ „War schon aufregend alles!“⁸⁶ Auch P1 wiederholt mehrmals, dass die Arbeit am Projekt und das Studium ihn stolz gemacht haben.⁸⁷

2.1.1.2 Die Profis

Anders als bei den oben geschilderten Beispielen, in denen den Interviewpartnern nicht nur am Tonfall, sondern auch an Formulierungen wie: es war „aufregend“ oder

⁸¹ Interview mit P7, 32:10.

⁸² Interview mit P1, 27:12.

⁸³ Interview mit P7, 14:07.

⁸⁴ Interview mit P7, 24:22.

⁸⁵ Interview mit P7, 23:55.

⁸⁶ Interview mit P7, 27:37.

⁸⁷ Interview mit P1, 11:50 und 21:12.

wir haben „durchgeschnüffelt“ das Neue und Ungewöhnliche der Recheresituation anzumerken ist, fällt bei P6 und P3 die große Selbstverständlichkeit auf, mit der sie über die Literatursuche berichten. Beide haben bereits vor BANA Wissenschaftliche und Öffentliche Bibliotheken benutzt und beide besaßen einen Bibliotheksausweis der TU Berlin. P3 hatte vor BANA an einer Universität studiert.

Die Recherche beginnt selbstverständlich in der Bibliothek. P6s Antwort auf die Frage, wie sie bei der Informationssuche vorgegangen sei, klingt, als sei es überflüssig, das zu erwähnen: „Ja, ich bin in die Bibliothek gegangen.“⁸⁸ Dabei bedient sie sich der Bibliothek, die sie für die jeweils geeignetste hält. Für ein Referat war das zunächst die Stadtteilbibliothek, in der sie Informationen über den Stadtteil suchte, „um erstmal einen Anfang zu haben.“⁸⁹ Nach diesem allgemeinen Einstieg setzte sie die Recherche in wissenschaftlichen Bibliotheken fort. Die Vertrautheit und die Souveränität, mit der P6 auch die von vielen anderen interviewten BANA-Studenten gemiedene Universitätsbibliothek nutzt, spricht deutlich aus der Formulierung „unsere Bibliothek“, die sie wählt, als sie ihre nächsten Rechereschritte schildert: „Dann bin ich auch in unsere Bibliothek gegangen, unsere, das heißt, das ist die Universitätsbibliothek der TU. Dann hatte ich auch schon genügend.“⁹⁰

Die Souveränität zeigt sich auch in der selbständigen Recherche im OPAC. „Auf jeden Fall“⁹¹ recherchiert P6 zunächst von zuhause aus. Bei der OPAC-Recherche geht es nicht nur um die Frage, ob ein bestimmtes Buch in der Bibliothek vorhanden ist, sondern P6 betreibt auf diese Weise Literaturrecherche. Darauf lässt ihre Schilderung einer Suche schließen: Nachdem sie bereits selbständig gesucht hatte, sich aber mit dem Thema allein gelassen fühlte, bat sie den Professor um Hilfe. Dieser recherchierte für sie u. a. in der Staatsbibliothek zu Berlin „und in speziellen Fachbibliotheken“ („er hatte noch andere Möglichkeiten“)⁹² und er scheint ihr verschiedene Literaturvorschläge unterbreitet zu haben. Nachdem sie sich die Titel ausgedruckt und entschieden hatte, was für sie in Frage kommen könnte, sei sie dann „gezielt vorgegangen“⁹³. Zum Schluss habe sie zwischen zwölf und 15 Bücher

⁸⁸ Interview mit P6, 2:29, ohne Audiofile.

⁸⁹ Interview mit P6, 2:44, ohne Audiofile.

⁹⁰ Interview mit P6, 2:53.

⁹¹ Interview mit P6, 3:40, ohne Audiofile.

⁹² Interview mit P6, 3:55, ohne Audiofile.

⁹³ Interview mit P6, 4:24, ohne Audiofile.

zu Hause gehabt.⁹⁴ Diese Bücher waren alle aus der Universitätsbibliothek der TU entliehen, obwohl zuvor in verschiedenen Katalogen recherchiert worden war. Die Staatsbibliothek sei ihr für einen einzigen Besuch zu teuer gewesen.⁹⁵

Dass P6 wenig Berührungängste vor wissenschaftlichen Bibliotheken hat, zeigt sich auch darin, dass sie die Universitätsbibliothek nutzt, um Zeit zu überbrücken. Zwar erwähnen auch andere Studenten die ansprechende Atmosphäre von Bibliotheken⁹⁶ und arbeiten dort, wenn die gewünschten Bücher nicht ausleihbar sind. P6 ist jedoch eine der wenigen, die *freiwillig* dorthin gehen und die Zeit nutzen, um zu lesen oder zu recherchieren. Über diese spezielle Qualität der Bibliothek tauscht sie Tipps mit Kommilitonen aus.⁹⁷ Obwohl sie sagt, gerne mehrere Stunden in der Bibliothek gearbeitet zu haben, nahm sie den Laptop nicht dorthin mit.⁹⁸

Hingegen nimmt P3, der einzige sehr Computeraffine unter den interviewten Studenten, sein Laptop mit in die Präsenzbibliothek, um wichtige Notizen gleich dort zu speichern.⁹⁹ Wie P6 recherchiert auch er selbstverständlich von zu Hause aus in den OPACs. Von ihm wird unter 2.1.2 noch ausführlicher die Rede sein.

2.1.1.3 Die Kombiniierer

Bei diesen Recherchestrategien werden Elemente der beiden oben beschriebenen Gruppen kombiniert, wobei mal Elemente der Intuitiven und mal Elemente der Profis überwiegen. Die vier Studenten P2, P8, P4 und P5 nutzten alle vor dem BANA-Studium sowohl Öffentliche als auch Wissenschaftliche Bibliotheken und P8 und P2 hatten vor BANA bereits an einer Universität studiert. Bis auf P8 besaßen alle einen Bibliotheksausweis der TU Berlin.

P2 und P8 nutzen aus unterschiedlichen Gründen für ihre Recherchen keine Bibliotheken, sondern greifen auf ihre persönlichen umfangreichen Buchbestände zurück. Die eigene Sammlung macht den Gang zur Bibliothek überflüssig, denn „der Bedarf [war] da nicht so groß.“¹⁰⁰ Dennoch hat sich P2, deren BANA-Studium am

⁹⁴ Interview mit P6, 4:30, ohne Audiofile.

⁹⁵ Interview mit P6, 4:50, ohne Audiofile.

⁹⁶ Z. B. sagt P5: „Aber Bibliotheken haben irgendwas Faszinierendes auch so, als Raum.“ (Interview mit P5, 14:54, ohne Audiofile).

⁹⁷ Interview mit P6, 8:24 und 9:25, ohne Audiofile.

⁹⁸ Interview mit P6, 6:10 und 6:50, ohne Audiofile.

⁹⁹ Interview mit P3, 10:34.

¹⁰⁰ Interview mit P2, 59:17.

längsten zurückliegt, zu Beginn ihres BANA-Studiums die damalige Universitätsbibliothek, die sie bereits aus früheren Zeiten kannte, angesehen: „Ich habe die Bibliothek ja insofern gekannt, als alles noch manuell ging. Da habe ich natürlich auch an der Führung [zu Beginn des BANA-Studiums, d. A.] teilgenommen. Wobei ich eben zu meiner Schande gestehen muss, dass ich sie nicht so häufig genutzt habe.“¹⁰¹

Neben der nicht bestehenden Notwendigkeit gibt es einen weiteren wichtigen Grund, den P8 direkt anspricht: „Überhaupt nicht benutzt habe ich die Bibliothek der Technischen Universität, weil ich nicht in der Lage war, die zu benutzen.“¹⁰² Denn: „Der Grund ist ganz einfach. Ich hatte im Berufsleben mit Computern praktisch nichts zu tun [...]“¹⁰³

Anders als P8 hatte P2 in ihrem Berufsleben viel mit Computern zu tun, daher dürfte bei ihr gegenüber der Bibliotheks-IT eine geringere Hemmschwelle bestehen als bei anderen BANA-Studenten. Dass sie die Universitätsbibliotheken dennoch nicht benutzt hat, liegt wohl eher daran, dass es ihr wichtiger war, in den Projekten die eigenen Erfahrungen einzubringen. Dafür spricht auch ihre Begründung der Teilnahme an der oben erwähnten Bibliothekseinführung: „Man weiß ja nie, ob man es nicht doch braucht.“¹⁰⁴ Diese Einstellung spiegelt sich auch in der Tatsache wider, dass sie vor, während und auch nach BANA immer im Besitz eines (externen) Bibliotheksausweises der TU war.¹⁰⁵ P8 hingegen besaß keinen Bibliotheksausweis: „Aber da habe mich dann nicht drum gekümmert, weil ich es ja eh nicht benutzen kann.“¹⁰⁶

P2 und P8 führten außerdem für ihre Projekte verabredete Experteninterviews. P8 ergänzte die Recherche durch eine Materialsuche im [XY-]Museum und im Archiv des Heimatmuseums [XY].

Auf die Frage, ob er seine Projektthemen mit Absicht so ausgesucht habe, dass er sie allein unter Zuhilfenahme seiner heimischen Bibliothek und ohne auf die Universitätsbibliotheken angewiesen zu sein bewältigen konnte, antwortet P8: „Das

¹⁰¹ Interview mit P2, 58:56.

¹⁰² Interview mit P8, 7:30.

¹⁰³ Interview mit P8, 7:45.

¹⁰⁴ Interview mit P2, 1:00:10.

¹⁰⁵ Interview mit P2, 25:21.

¹⁰⁶ Interview mit P8, 13:55.

sind geschichtliche Themen gewesen, [...] und da hatte ich *reichlich* Material.“¹⁰⁷ „Ich kann viele Themen mit der heimischen Bibliothek bestreiten.“¹⁰⁸ Für ein Vermeidungsverhalten gegenüber den Universitätsbibliotheken spricht seine anschließende Bemerkung: „Wenn man *wirklich* mal was braucht, dann gehen wir [= seine Frau und er, d. A.] in die Stadtbibliothek [XY], die sind außerordentlich liebenswürdig, die Mitarbeiterinnen, die da sitzen, und suchen einem auch aus dem Computer mal was raus. Und helfen einem auch.“¹⁰⁹ Die neue Universitätsbibliothek hingegen scheint auf viele BANA-Studenten abschreckend zu wirken.

Auffällig ist in diesen beiden wie in allen anderen Fällen, dass keine Literatur für das Studium angeschafft wird, obwohl durchaus immer wieder Bücher aus Interesse gekauft werden: „Sie sehen ja selber, ich [...] bin nicht nur ein Fan der Belletristik, sondern eben halt auch von allem Möglichen anderen. Und ich hatte ja auch schon Bücher zu [Thema XY] Jahre vorher mir schon besorgt, es gibt eben halt Interessen, die man dann irgendwann mal hat und dann kauft man sich dazu auch mal ein Buch. [...] Ich muss sagen, dass ich ein Buch immer gerne besessen habe, das ich gelesen habe. [...] Gut nun muss man sich's natürlich auch leisten können.“¹¹⁰

Anders als P2 und P8 nutzen P5 und P4 selbstverständlich die Universitätsbibliotheken, wenn auch nicht völlig selbständig. Beide waren zunächst in anderen Zusammenhängen auf konkrete Literatur oder konkrete Namen aufmerksam geworden, nach denen sie dann gezielt in der Universitäts- oder der Architekturbibliothek fragten. Obwohl P4 durchaus in den OPACs anderer Bibliotheken von zuhause aus recherchiert, ob das gewünschte Buch vorhanden ist, hat sie das in der Universitätsbibliothek nicht getan: „Da habe ich mir eine Dame zur Hilfe geholt, weil die schneller in diese Pfade rein kam.“¹¹¹ Sie erklärt: „Also ich muss dazu sagen, dass ich zuhause das Internet erst seit etwas über drei Jahren habe und ich Internetrecherche ganz gut kann, aber das dauert eben auch [...] das Raussuchen aus den Katalogen und so, also von daher habe ich sozusagen die faule

¹⁰⁷ Interview mit P8, 11:20, Hervorhebung gibt die Betonung des Studenten wieder.

¹⁰⁸ Interview mit P8, 12:09.

¹⁰⁹ Interview mit P8, 12:12, Hervorhebung gibt die Betonung des Studenten wieder.

¹¹⁰ Interview mit P2, 24:30.

¹¹¹ Interview mit P4, 11:33, ohne Audiofile.

Strähne genutzt.“¹¹² Sie wäre also in der Lage gewesen, selbst das gesuchte Buch zu recherchieren, es wäre aber mühevoll und zeitaufwendig gewesen.

P5 nennt einen weiteren Grund, warum sie gerne die Hilfe einer Bibliothekarin in Anspruch nimmt: „Und ich habe auch gerne einen Menschen vor mir, der mir sagt, schauen wir mal zusammen [...] Also ich bin von Beruf [...] gewesen, und ich habe auch nicht verlangt, dass alle wissen [...] Jeder hat seinen Fachbereich und ich denke mir, wenn sie dort sitzen, dann sind sie eben auch dafür da. Und sind auch Bibliothekarinnen und sind kompetent dafür.“¹¹³

2.1.2 Computerkenntnisse und Einführung in die Bibliothek

Aus den oben dargestellten Recherchestrategien wird deutlich, wie wenig BANA-Studenten auf die Universitätsbibliothek zurückgreifen, ja sie sogar meiden. Auf mögliche Gründe wird im Folgenden näher eingegangen.

Die meisten Studenten sind es gewohnt, Öffentliche wie auch Wissenschaftliche Bibliotheken zu benutzen. Zum Teil recherchieren sie selbständig von zuhause aus nach einem gewünschten Buch, bevor sie zur Bibliothek gehen, um es dort auszuleihen. Prinzipiell dürfte vor diesem Erfahrungshintergrund nichts gegen die Benutzung der Universitätsbibliothek sprechen. Dennoch betonen mehrere Studenten, dass sie lieber die Architekturbibliothek benutzen, oder sogar lieber Öffentliche Bibliotheken. Wichtig scheinen dabei zwei eng zusammenhängende Gründe zu sein: die Computerkenntnisse der Studenten und die Bibliotheksführung zu Beginn des Studiums.

Bis auf den äußerst IT-affinen P3 haben die meisten interviewten Studenten geringe Computerkenntnisse und wenig Computererfahrung. Viele belegen eigens im Rahmen des BANA-Studiums Computerkurse, die als Serviceveranstaltungen angeboten werden, so z. B. P5: „Ja, ich habe das sofort besucht, im ersten Semester habe ich die Einführung ins Internet gemacht [...] Doch, ich hatte einen Computer, aber ich konnte damit nicht gut umgehen. [...] Das mit dem Internet, das habe ich

¹¹² Interview mit P4, 19:25, ohne Audiofile.

¹¹³ Interview mit P5, 33:17, ohne Audiofile.

gemacht, damit ich da auch weiterkomme und dann diese Textbearbeitung und auch das Powerpoint und so.“¹¹⁴

Daraus spricht das Bewusstsein, dass heute ein Studium nicht zu leisten ist, ohne Computer und Internet zu benutzen. Die Studentin formuliert dies auch explizit, nachdem sie demonstrierte, dass das gedruckte Vorlesungsverzeichnis dem entsprechenden Online-Angebot in der Aktualität unterlegen ist: „D. h. wir BANAs müssen uns umstellen. Das [= BANA, d. A.] ist zwar gerade 25 Jahre alt geworden, aber wir müssen eben jetzt umdenken. [...] D. h. wir müssen, ja, wir müssen uns anpassen.“¹¹⁵

Während alle interviewten Studenten gelernt haben, bis zu einem gewissen Grad selbständig mit Textverarbeitung umzugehen, trifft das nicht auf den OPAC der TU und auch nicht auf die Universitätsbibliothek zu. Einige Ausschnitte aus Äußerungen zur Bibliothekseinführung sind aufschlussreich:

P7 antwortet auf die Frage, ob sie die Bibliotheksführung zu Beginn des Studiums mitgemacht habe: „Ja, die habe ich mitgemacht [...], die war auch ganz interessant, weil man eben halt darauf hingewiesen wurde ... wenn man da hingehet ... welche Wege man da zu machen hat, dass man ... mit der Garderobe, dass man da sich einschließen kann, dass man die Sachen nicht mit rein nehmen darf, also so ne richtige Einweisung. Aber ich muss ehrlich sagen, auch so wie man sich die Bücher ausleiht, und so, nich, das wurde uns alles erklärt, dass man das über so ne PIN machen kann, da hab ich gedacht: Um Gottes Willen, die Führung hat ja fast eineinhalb oder zwei Stunden gedauert, wenn *ich* jetzt *irgendwann* da mal hingehen muss, da muss ich wieder fragen, ich kann das so nicht behalten, aber es war schon, wir wurden eigentlich so darauf hingewiesen.“¹¹⁶

P8s Darstellung ist interessant, weil er die besuchten Computerkurse in Zusammenhang mit der Bibliotheksnutzung bringt. Sein Zitat folgt hier deshalb ausführlicher: „Überhaupt nicht benutzt habe ich die Bibliothek der Technischen Universität, weil ich nicht in der Lage war, die zu benutzen.“ Zwischenfrage: „Und warum nicht?“ „Der Grund ist ganz einfach. Ich hatte im Berufsleben mit Computern praktisch nichts zu tun, außer dass ich da mal ne Email abfassen musste. Oder empfang. Und ich hab auch zu Computern keine Beziehung gehabt. Und als das

¹¹⁴ Interview mit P5, 27:57, ohne Audiofile.

¹¹⁵ Interview mit P5, 26:45, ohne Audiofile.

¹¹⁶ Interview mit P7, 27:40, Hervorhebung gibt die Betonung der Studentin wieder.

BANA anfang, da hatte ich mir gesagt, für das Projekt musst du dich auch mit Computern befassen mal, weil sonst kannst du ja deine Projektarbeit nicht auf den Stick bringen. Und da gab es zwei gute Kurse, geringe Anzahl von Teilnehmern, da wurde einem das erklärt, aber gezielt nur die Schreivarbeiten auf dem Computer und wie man so ein Projekt angeht.

Und dann sind wir ganz am Anfang mal in die TU Bibliothek in der [...] Fasanenstraße gegangen. Und da sind wir in einem Raum [gewesen], da standen lauter Computer und dann wurde mal so kurz erzählt, dass es nur automatische Bestellungen gab, dann sollte auch automatisch ausgecheckt werden, die Bücher und wieder eingecheckt, wenn man sie zurückgab, wurde dann erzählt, anhand der Computer, da gibt es also Konten, und wenn man verspätet was gibt, wird da irgendwas berechnet. Und wie man dann bestellt wurde erzählt, aber das war alles ruck zuck und für einen, der noch nie so was gemacht hat, unverständlich.

Nach zehn Minuten oder schon früher hat mein Computer irgendwas anderes angezeigt, wahrscheinlich falsche Taste benutzt oder so was, und dann ist der auch nicht wieder auf Kurs gekommen, und diese dreiviertel Stunde, die wir da hatten, ist vollkommen an mir vorbei gerauscht. Aber soweit ich das mitgekriegt habe, auch an anderen. Während einige waren da ganz fit.

Das hab ich auch später mal bei einer BANA-Sitzung [...] als Kritik angebracht, dass diese Art der Einführung in die Bibliothek überhaupt nicht geeignet ist, sondern jede Lust darauf nimmt. Dann wurde das vermerkt und notiert. Ich habe aber nicht gehört, dass man sich jetzt mal ein bisschen mehr Mühe macht, einem die Elektronik der Bibliothek nahezubringen. Wahrscheinlich denken die, wer da BANA macht der muss das können, ich weiß es auch nicht. Aber das ist natürlich schlecht, so dass ich auch die beiden großen Referate, die ich gehalten habe, die habe ich alle mit dem heimischen Bestand gemacht.¹¹⁷

P3, der selbst kein Problem mit der Bibliotheks-IT hat, sagt: „Als wir hier angefangen haben, gab es eine Bibliotheksbesichtigung, das war dieses Einführungssemester bei den BANA-Leuten, wobei ich sagen muss, 80% waren mit dieser Einführungsveranstaltung in der Bibliothek echt überfordert. Die ging in einem rasenden Tempo und wer noch nie in solchen Groß-Bibliotheken recherchiert hat oder so, der hat da ein Riesenproblem. Das wurde auch von anderen bestätigt.

¹¹⁷ Interview mit P8, 7:30.

Die sind dann alle lieber in Fachbereichsbibliotheken gegangen, da haben sie sich einfach eher wiedergefunden.“¹¹⁸

Nicht alle Studenten haben nach der Einführung noch einmal den Weg in die Universitätsbibliothek gefunden. Wie diejenigen, die trotz Überforderung nicht aufgaben, sich einen Weg zum Buch erschlossen haben, beschreibt P5: „Wir haben so ne Bibliotheksführung, gerade in der VW-Bibliothek in der Fasanenstraße, da haben wir ne Führung bekommen. Aber wenn man das alles das erste Mal hört, diese Fülle von Sachen, die dort zu beachten sind, da ist man, war ich erst mal überfrachtet. Und ich [...] bin dann mit einer Kommilitonin, wir sind dann zusammen gegangen und haben dann *zusammen* am Computer gesessen und haben da auch versucht zu recherchieren, aber es ist nicht so unbedingt das, was ich am liebsten tue.“¹¹⁹

Aus den zitierten Passagen wird die Überforderung der Studenten angesichts des komplexen Systems Universitätsbibliothek deutlich.¹²⁰ Bereits die Benutzung des Gebäudes beinhaltet neue Informationen, die die Studenten zunächst aufnehmen und verarbeiten müssen. Dass darauf noch eine Einführung in den Katalog folgte, war ganz offensichtlich zu viel an Information, wie die Formulierungen der Studenten zeigen: ich war „überfrachtet“, „ist vollkommen an mir vorbeigerauscht“, „nimmt jede Lust“, ist „unverständlich“.

Das ist schade, denn man kann aber davon ausgehen, dass die Teilnahme an der Bibliothekseinführung nicht nur ein Interesse signalisiert, sondern dass die meisten BANA-Studenten von der Notwendigkeit der Benutzung und der Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit der Bibliothek im Grunde überzeugt sind. P4 formuliert das so: „Ich meine, wenn man zum Schwimmbad geht, lernt man auch vorher schwimmen. Ich finde schon, man sollte sich schon zumindest in der Systematik irgendwo eine Vorstellung machen.“¹²¹ Gerade am Anfang des Studiums ist die Motivation hoch und die Bereitschaft, sich in neue, bisher vielleicht gemiedene

¹¹⁸ Interview mit P3, 5:15.

¹¹⁹ Interview mit P5, 15:30, ohne Audiofile, Hervorhebung gibt die Betonung wieder.

¹²⁰ Siehe auch Schwabe, die auf Angstgefühle beim Besuch oder der Benutzung der Bibliothek hinweist. Diese seien durch die Einführung der computergestützten Organisation noch verstärkt worden (Vgl. Schwabe (2006), S. 46f.).

¹²¹ Interview mit P4, 22:50, ohne Audiofile.

Gebiete einzuarbeiten groß, wie die Teilnahme vieler Studenten an den Computer- und Interneteinführungskursen zeigt.

Eine weitere Hürde, auf die hier nicht im Detail eingegangen wird, ist die komplizierte Prozedur des Antrags auf einen Bibliotheksausweis und dessen Verlängerung.

Aus den Beschreibungen der Studenten kann man die Vermutung ableiten, dass die Überforderung nicht nur in den unsicheren Computerkenntnissen der Studenten zu suchen ist, wenn sie auch eine wichtige Rolle spielen. Die Komplexität des gesamten Systems Universitätsbibliothek, das nur noch durch den Einsatz von Computern nutzbar zu sein scheint, schreckt ab. Darauf deuten nicht nur Äußerungen hin wie die, dass das Bestellen von Büchern nur „über so ne PIN“ möglich sei. Diese Vermutung ergibt sich vor allem daraus, wie andere Bibliotheken erlebt werden.

Der Hilf- und Orientierungslosigkeit in der großen Universitätsbibliothek steht ein Gefühl größerer Sicherheit und Geborgenheit bei der Nutzung der Architekturbibliothek, der Öffentlichen Bibliotheken oder der Archive der Heimatmuseen gegenüber. Das beginnt beim äußeren Eindruck des Gebäudes und der Größe der Bibliothek. P8 sagt: „Und dann bin ich ins Heimatmuseum [XY] gegangen, das ist unheimlich nett da, in so einem alten Fachwerkbau [...]“

P5 fühlt sich in der Architekturbibliothek wohler als in der Universitätsbibliothek und begründet das mit deren Größe und Überschaubarkeit: „Durch das Studium wusste ich, dass es im Architekturgebäude eine Architekturbibliothek gibt. Da bin gewesen, weil die sehr gut bestückt ist. Ich hätte das auch in der VW-Bibliothek machen können, in der Fasanenstraße, aber da war mir das Architekturgebäude näher und die ist auch nicht so groß, da [...] bewege ich mich lieber drin.“¹²² Sie führt den Vergleich zwischen der Universitätsbibliothek und der Architekturbibliothek weiter aus: „Ja, da habe ich das Gefühl, ich brauche nicht so viel Hilfe. Es ist nicht so umfangreich, so groß. Da kann ich *selbständiger* was suchen. Ich habe die Zeit dazu, die hätte ich auch da in der Volkswagenbibliothek, aber sie hat noch mehr den Charakter von [...] sie hat irgendwie was Vertrauterer. [...] Sie ist eben nicht so *erschlagend* durch die Fülle der Informationen, die ich z. B. gar nicht nutze [...] aber da ich den Schwerpunkt Stadt habe, ist die Architektur und die Kunsthistoriker, das

¹²² Interview mit P5, 9:33, ohne Audiofile.

ist alles in dieser Bibliothek da drin. Ich brauche nicht unbedingt diese ganz große, es sei denn, es stellt sich heraus, [...] dass es das gar nicht dort gibt. Dann muss ich eben da hin gehen. Es ist mein kleiner Kosmos, den ich da vertreten finde.“¹²³

Die überschaubare Größe der Architekturbibliothek vermittelt der Studentin das Gefühl von Selbständigkeit. Die Bücher sind am Regal zugänglich und es entsteht nicht der abschreckende Eindruck, der Zugang zum Buch sei nur über den Computer möglich. Bestätigung findet dies in ihrer Antwort auf die Frage, ob sie die gesuchten Bücher zunächst im OPAC recherchiert habe: „Nein, ich habe mir die Bücher rausgesucht, ich bin an die Computer nicht gegangen. Auch nicht in der VW-Bibliothek. Mache ich das mehr, dass ich direkt an den Service gehe und frage und dass sie mir dabei helfen. Und dann bestelle ich sie, wenn man sie bestellen kann oder sonst kriegt man sie auch für den Lesesaal. Aber in der Architekturbibliothek ist das leichter. Da kann man sie sich aus dem Regal nehmen und wieder zurückstellen.“¹²⁴

Neben dem direkten Zugang zu den Büchern und der Überschaubarkeit der Bibliothek ist der direkte Kontakt mit den Mitarbeitern an der Auskunft Etwas, das die Studenten als besonders wichtig erleben. Deren Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft scheint der bei weitem wichtigste Faktor bei der Benutzung einer Bibliothek oder eines Archivs zu sein und viele Studenten erwähnen diesen Kontakt explizit in ihren Beschreibungen, z. B. P8: „Wenn man wirklich mal was braucht, dann gehen wir in die Stadtbibliothek [Stadtteil XY]. Die sind außerordentlich liebenswürdig, die Mitarbeiterinnen, die da sitzen, und suchen einem auch aus dem Computer mal was raus. Und helfen einem auch.“¹²⁵

Es ist jedoch nicht immer Hilfslosigkeit, die die Studenten den Kontakt zu den Mitarbeitern suchen lässt. Teils ist es eine gewisse Bequemlichkeit, teils auch die Tatsache, lieber mit Personen als mit Maschinen zu kommunizieren, wie oben von P4 und P5 zum Ausdruck gebracht wurde.

2.2 Zusammenfassung

Die Intuitiven

¹²³ Interview mit P5, 29:35, ohne Audiofile, Hervorhebungen geben die Betonung wieder.

¹²⁴ Interview mit P5, 10:14, ohne Audiofile.

¹²⁵ Interview mit P8, 12:12.

Diese Studenten benutzen Bibliotheken kaum, weil es nicht ihrer Gewohnheit entspricht. Sie finden ihre Informationen anderswo und sind damit zufrieden. Wenn sie doch die Hilfe einer Bibliothek oder eines Archivs benötigen, wenden sie sich ohne zu zögern an die Auskunft.

Ein freundlicher und zuvorkommender Auskunftsservice sowie Begleitung durch den Such- und Bestellprozess ist für diese Studenten das Wichtigste.

Die Profis

Diese Studenten sind vertraut mit der Nutzung von Bibliotheken und haben keine Berührungsängste. Sie recherchieren weitgehend selbständig und zwar nicht nur nach bereits bekannten Titeln, sondern sie betreiben auch breiter angelegte Recherchen mittels des OPACs.

Da diese Klientel unbefangen und souverän die Recherchemöglichkeiten der Bibliotheken nutzt und sich bei dennoch auftretenden Fragen gezielte Hilfe holt, sind die Informationsangebote der Bibliotheken für diese Gruppe ausreichend.

Die Kombinierer

Die Studenten sind bereits vor dem BANA-Studium Nutzer Öffentlicher und Wissenschaftlicher Bibliotheken gewesen, haben aber zum Teil die Entwicklung der Kommunikationstechnik nicht mitgemacht und im IT-Bereich Nachholbedarf. Sie wissen, dass sie sich für das BANA-Studium mit Computer und Internet auseinandersetzen müssen und sind bereit, sich dieser Herausforderung zu stellen. Während die entsprechenden Serviceveranstaltungen im Begleitprogramm des BANA-Studiums gut angenommen und als sehr hilfreich erfahren werden, ist das bei der Einführungsveranstaltung in die Universitätsbibliothek nicht der Fall. Die Studenten wissen zwar, welche Möglichkeiten Wissenschaftliche Bibliotheken bieten, sie können aber mit deren IT-gestützten Organisation nicht gut umgehen. Sie wirkt auf sie abschreckend und stellt ein großes Hindernis für die Nutzung dar. Diese Senioren-Studenten haben zwar ein Informationsbedürfnis gegenüber den Universitätsbibliotheken, sie vermeiden aber deren Nutzung ganz oder schöpfen die Möglichkeiten bei weitem nicht aus. Häufig werden nur gezielt bereits bekannte Titel nachgefragt, aber es wird keine umfassendere Recherche betrieben.

3 Welche Rolle wollen Wissenschaftliche Bibliotheken übernehmen?

In diesem Teil steht das Verhältnis der Wissenschaftlichen Bibliotheken an Universitäten gegenüber Senioren-Studenten im Mittelpunkt. Um herauszufinden, wie sie sich gegenüber ihren älteren Nutzern positionieren, wurden Experteninterviews mit drei Bibliotheksleitern und einer Bibliotheksmitarbeiterin geführt.

In jeder der befragten Bibliotheken tauchen Senioren als Nutzer auf, meist ist jedoch für die Mitarbeiter nicht zu erkennen, ob sie Senioren-Studenten eines Angebots der Universität vor sich haben oder nicht. Sie werden eher als Individuen wahrgenommen denn als eine Nutzergruppe mit besonderen Bedürfnissen, auf die sich die Bibliothek einstellt. Das kann z. B. daran liegen, dass die Bibliothek überwiegend von Senioren-Studenten besucht wird, die man der oben genannten Gruppe der Profis zuordnen kann. Laut der Darstellung des Leiters einer Institutsbibliothek haben die älteren Nutzer seiner Bibliothek einen akademischen Hintergrund und sind mit wissenschaftlichem Arbeiten bestens vertraut: „Ich erwähne diese Fälle, um einfach zu sagen [...], dass hier die Klientel der Senior-Studenten für meine Begriffe einen akademischen Background hat und über akademisches Arbeiten durchaus ein klares Bild hat und in dieser Hinsicht sicherlich mit Fragen eher ausnahmsweise sich an Bibliothekspersonal wendet. Weil, sie haben es irgendwo anders gelernt und übertragen das.“¹²⁶

Fragen, die von dieser Nutzergruppe hingegen häufiger gestellt werden, sind solche nach der Einschätzung von Antiquariatspreisen für bestimmte Buchtitel: „Das ist eine der erstaunlicheren Fragestellungen, die es immer wieder gab: Hinweise oder Fragen an mich als Bibliothekar, Empfehlungen, antiquarisch, kennen Sie den und den Titel, wie viel würden Sie dafür bezahlen? Das ist [...] vielleicht eine der *typischen* Seniorenfragen, die an mich kommt, ja, das passiert häufiger.“¹²⁷ Besondere Bedürfnisse bestehen aufgrund der entsprechenden Bildungsbiographie keine, wie er bestätigt: „Auf besondere Bedürfnisse reagieren heißt ja, dass sie dann irgendwann mal artikuliert worden sind. Und so etwas ist eigentlich für mich nicht zu beobachten gewesen.“¹²⁸

¹²⁶ Experteninterview 1, 6:00.

¹²⁷ Experteninterview 1, 10:38, Hervorhebung gibt die Betonung wieder.

¹²⁸ Experteninterview 1; 8:28.

Viele der Senioren-Studenten gehören jedoch nicht zu den Profis und sind häufiger auf die Hilfe der Bibliotheksauskunft angewiesen. Sie und nicht die unauffälligen Profis dominieren daher öfter die Wahrnehmung von Senioren in den Bibliotheken. Interessant ist, dass Probleme aus der Art der Kommunikation heraus zu entstehen scheinen, wie ein anderer Bibliotheksleiter andeutet: „Alte Leute, die sind nicht schwieriger per se als andere, aber da tauchen vielleicht häufiger bestimmte Schwierigkeiten in der Kommunikation auf, die mit jüngeren vielleicht nicht so häufig auftreten.“¹²⁹ Auf diese „knifflige Kommunikationssituation“¹³⁰ sind die Mitarbeiter der Universitätsbibliotheken nicht vorbereitet, weil Senioren-Studenten mit ihren besonderen Bedürfnissen nicht als selbstverständliche Nutzergruppe dieser Bibliotheken akzeptiert sind. Das ist der zweite Grund, warum Senioren-Studenten eher als Individuen denn als Nutzergruppe mit bestimmten Bedürfnissen wahrgenommen werden. Er liegt sozusagen im ‚Bewusstsein‘ der Bibliothek begründet, in ihrem Selbstverständnis.

Die knifflige Kommunikationssituation, die der Bibliotheksleiter darstellt und analysiert, beinhaltet Faktoren wie schlechtes Hören und infolgedessen lauterer Sprechen sowie geringe Computerkenntnisse der Senioren-Studenten. Das sind Probleme, die auch in anderen Experteninterviews genannt werden, auf die einzeln einzugehen aber weniger aufschlussreich erscheint als sie aus der Perspektive der kniffligen Kommunikationssituation heraus zu betrachten. Sie wird im Experteninterview 2 ausführlich entwickelt.

Wenn Senioren an Auskunftsmitarbeiter in Universitätsbibliotheken herantreten, agieren sie anders als junge Studenten. Sie haben eine andere Art, ihr Anliegen zu schildern, sie benötigen Hilfe bei der Benutzung des PCs oder sie sprechen manchmal laut. Darauf sind die Mitarbeiter nicht eingestellt, da sie es gewöhnlich mit einer anderen Nutzergruppe zutun haben: „Und das zweite ist, an den Theken der Umgang mit dem älteren Menschen. Das kann auch dann jemand sein, der wirklich schon ..., der ist älter als der Großvater und die Großmutter der Mitarbeiterin, die da sitzt. Also methusalemartig, das ist dann in dem Alter, da kennen die vielleicht nur noch die Urgroßmutter und die besuchen sie im Heim oder so. Das *ist* eine besondere Situation und auf diese besondere Situation sind unsere Mitarbeiter in der beruflichen Situation, wo sie Services rüberbringen sollen, nicht unbedingt

¹²⁹ Experteninterview 2, 21:35, ohne Audiofile.

¹³⁰ Ebd.

eingestellt. Es ist die Lautstärke, es ist die Art wie gefragt wird, es ist vielleicht auch inhaltlich eine andere Art von Kommunikation, von Ansprache, wie man selbst als Mitarbeiter hier angesprochen wird, und das führt, kann auch zu bestimmten Missverständnissen führen. Es hat bei uns, das wurde von Mitarbeiterinnen thematisiert, sogar zu Aggressionen geführt, das sage ich ganz offen.“¹³¹

Konflikte kommen vor, sie scheinen aber leicht nicht als solche wahrgenommen und in Folge dessen auch nicht thematisiert zu werden. Es bedarf des genauen und sensiblen Hinsehens, was den oben zitierten Bibliotheksleiter zu der Formulierung veranlasst, er habe „entdeckt“, „dass da ein grundsätzliches Problem schlummert“. Als er Mitarbeiter darauf ansprach, sei z. B. die Einstellung geäußert worden, die Bibliothek sei doch für die (jungen) Studenten da und die Frage sei aufgeworfen worden, was denn die vielen alten Leute hier wollten.

Verbunden mit dem Gefühl, für diese Nutzergruppe und deren Bedürfnisse nicht zuständig zu sein, sieht der Bibliotheksleiter ein weiteres Problem: eine Vermischung beruflicher und privater Situationen. So könne unbewusst eine belastende familiäre Situation auf die berufliche Situation, in der ein Senior-Student eine Auskunft verlangt, übertragen werden. Professionelles Reflektieren dieses Problems könne dabei helfen, den Fehler zu vermeiden und sogar dazu führen, aus dieser Erfahrung zu profitieren.

Dazu muss aber in der Bibliothek als Einrichtung (und nicht nur beim einzelnen Mitarbeiter) ein Bewusstsein für die verschiedenen Nutzergruppen und deren besondere Bedürfnisse vorhanden sein und ihnen gegenüber eine grundsätzliche Akzeptanz als Nutzergruppe dieser Bibliothek bestehen. Nur, wenn die Bibliotheken auch für andere Nutzergruppen als die jungen Studenten zuständig sein wollen und sich selbstverständlich als Dienstleister auch für sie verstehen, wird mit dieser Frage professionell umgegangen werden. Es ist die Einstellung, die den Unterschied ausmacht, und es kommt daher entscheidend auf das Selbstverständnis der Bibliothek an.

Das heißt nicht, dass Senioren-Studenten nicht zuvorkommend und hilfsbereit behandelt werden, wie es oben von vielen BANA-Studenten geschildert wird. Es besteht aber ein Unterschied im Denken, ob ein Senior-Student als einzelner

¹³¹ Experteninterview 2, ohne Audiofile, 18:15, Hervorhebung gibt die Betonung wieder.

individueller Nutzer mit seinen persönlichen Macken betrachtet wird, oder ob Senioren-Studenten als selbstverständliche Nutzergruppe wahrgenommen werden, auf deren Bedürfnisse sich die Bibliothek und ihr Personal selbstverständlich in ihrem Verhalten und ihren Angeboten einstellen.

Völlig zu Recht weist der Bibliotheksleiter daraufhin, dass man diese Fragen nicht vernachlässigen dürfe, und sei es schon allein aus dem Grund, dass die Zahl der Erstsemester über 65 beachtlich hoch und das Gasthörerangebot der eigenen Universität, gerade für dieses Klientel, besonders erfolgreich sei. „Der alte Mensch und seine, wenn er die denn braucht, besonderen Bedürfnisse, steht auf meiner Liste. Wobei nicht jeder alte Mensch diese besonderen Bedürfnisse hat. Das ist klar, aber bei den alten Nutzern tauchen bestimmte Besonderheiten [auf], auf die man Rücksicht nehmen kann, leicht, auch ohne dass man da jetzt einen großen Aufwand treiben muss. Aber man soll auch Aufwand treiben. Wir machen uns Gedanken für unterschiedliche Nutzergruppen, also warum nicht auch für die? Dafür sind wir da. Man darf nicht da ran gehen und sagen, das darf aber nicht so viel Gedöns sein. Das ist falsch, *auch* für eine Wissenschaftliche Bibliothek. Und das ist wiederum neu. Ich denke, die Kollegen in Öffentlichen Bibliotheken sind damit immer konfrontiert gewesen, mit solchen Bedürfnissen, wir früher nicht. [...] Ich denke, wissenschaftliche Bibliothekare in den Universitäten, die sich alle dieser Lebensphase als Kundschaft auch öffnen, wir brauchen eine Weiterbildung.“¹³²

Ein professioneller Umgang mit dieser neuen Nutzerklientel ist der Beitrag, den Wissenschaftliche Bibliotheken zur einer Infrastruktur des lebenslangen Lernens leisten können. Ob sie das wollen, hängt von der Offenheit des Denkens der Bibliotheksleitung ab. Sie muss die grundlegende Frage nach dem Selbstverständnis der Bibliothek aufwerfen und beantworten. Die Konsequenzen gehen über die Beachtung von Bauvorschriften und Bauempfehlungen zur Barrierefreiheit hinaus und sie sind dann erfolgreich umgesetzt, wenn kein Mitarbeiter sich insgeheim mehr fragt, was die vielen alten Leute hier wollen.

Wichtig ist auch eine enge und persönliche Verbindung zur Bibliothek, wie sie im Experteninterview 1 beschrieben wird. Die Dozenten der Weiterbildungskurse sind dort oft Absolventen des Instituts und kennen die Bibliothek selbst als Nutzer.

¹³² Experteninterview 2, 31:59, ohne Audiofile, Hervorhebung gibt die Betonung wieder.

Zwischen ihnen und der Bibliotheksleitung besteht eine enge Absprache und auch in dem Fall, in dem der Dozent die Bibliotheksführung macht, wird der Bibliotheksleiter zumindest persönlich vorgestellt: „Und es wird schon eigentlich Wert darauf gelegt, dass ich bei solchen Führungen also zumindestens als Person und als hier Verantwortlicher vorgestellt werde. Das finde ich eine sehr legitime Sache, vor der ich mich nie drücken würde.“¹³³

Das persönliche Bekanntwerden mit den Verantwortlichen oder den Mitarbeitern kann ein geeignetes Mittel sein, um die Hemmschwelle vieler Senioren-Studenten vor der IT-dominierten Bibliothek abzubauen, denn das persönliche Verhältnis zum den Bibliotheksmitarbeitern ist vielen Senioren-Studenten wichtig.¹³⁴

Auch von der Bibliotheksseite wird das Thema Zuwendung als wichtig erachtet. Der Bibliotheksleiter aus Experteninterview 2 würde beispielsweise diejenigen Mitarbeiterinnen mit Nutzerschulungen für Senioren betrauen, die sich durch eine „besondere Form von Zugewandtheit und Bereitschaft, auch Dinge zu wiederholen“, auszeichnen.¹³⁵

¹³³ Experteninterview 1, 15:16.

¹³⁴ Vgl. etwa das Interview mit P5, 33:17, ohne Audiofile, die betont, sie habe gerne einen Menschen vor sich, der mit ihr zusammen recherchiere; vgl. auch das Interview mit P8, 12:12, der die Hilfsbereitschaft der Mitarbeiterinnen der Stadtbibliothek hervorhebt.

¹³⁵ Experteninterview 2, 17:13, ohne Audiofile.

4 Welche Rolle sollten Wissenschaftliche Bibliotheken übernehmen? – Das Beispiel der Technischen Universität Bergakademie Freiberg

Seit April 2011 gibt es in der Universitätsbibliothek der Technischen Universität Bergakademie Freiberg an jedem ersten Freitag im Monat eine Führung für Senioren.¹³⁶ Das neue Angebot entstand aus verschiedenen Beobachtungen heraus: Senioren, die die Universitätsbibliothek aufsuchten, fragten oft nach den Zettelkatalogen, sie wirkten hilflos oder trauten sich nicht, die Auskunftsbibliothekarin anzusprechen und gingen stattdessen zu der Bibliothekarin im Altbestand. Auch aus den Fragen, die die Senioren beim Studium Generale stellten, konnte die für die neue Führung zuständige Kollegin schließen, dass nicht nur die Informationsangebote der Bibliothek unbekannt waren, sondern auch die Tatsache, dass die Universitätsbibliothek allen Bürgern zur Nutzung offen steht. Aus diesem Bedarf heraus wurde das Angebot der Führung für Senioren geboren, die vor allem eine Aufgabe hat: die „Scheu [vor der Bibliothek] zu nehmen“.

Dieses Anliegen wird unterstützt, indem versucht wird, potentiell interessierten Senioren entgegenzukommen. Das beginnt bei der Bekanntmachung und Bewerbung des neuen Angebots. Da viele Senioren die Lokalmedien intensiv studieren, wurden diese von Anfang an einbezogen. Zur ersten Führung waren die lokale Tageszeitung und das Lokalfernsehen eingeladen. Außerdem wird die Führung in der Tageszeitung und im halbjährlichen Veranstaltungskalender der Stadt annonciert.

Bei der Führung baut die speziell für diese Führung zuständige Bibliothekarin einen persönlichen Kontakt auf, indem sie ihre Visitenkarte verteilt und die Teilnehmer dazu einlädt, bei Fragen oder Unklarheiten gerne jeder Zeit wieder auf sie als Ansprechpartnerin zuzukommen. Von dem Angebot wurde bereits Gebrauch gemacht.

Auch inhaltlich werden Interessen der Teilnehmer berücksichtigt. Dazu zählt, dass explizit auf die Geschichte der Bibliothek eingegangen wird. Wert wird auch auf die Orientierung in der Bibliothek gelegt: Bei der Führung werden die verschiedenen Örtlichkeiten und deren Funktionen deutlich hervorgehoben und der Weg zum Buch wird vom OPAC bis zum Standort im Regal nachvollzogen. Daneben werden die wichtigsten Nutzungsbedingungen vermittelt und es wird auch eine Einführung in die OPAC-Recherche gegeben. Dazu stehen Schulungsrechner zur Verfügung, an

¹³⁶ Die folgenden Schilderungen gehen auf ein Telefonat mit der Mitarbeiterin der Universitätsbibliothek zurück, die für die Seniorenführung verantwortlich ist. Von dem Gespräch wurde keine Audioaufnahme gemacht.

denen die Teilnehmer die einzelnen Suchschritte nachvollziehen können, wenn sie dies möchten. Da die Gruppen meist eine Größe von ungefähr sechs Personen haben, kann auf Probleme bei der Handhabung der Maus, beim Doppelklicken oder Vergrößern des Bildschirms in Ruhe eingegangen werden.

Anhand von alltäglichen Informationsquellen wie dem Telefonbuch oder der Bahnauskunft wird in die Nutzung von Datenbanken eingeführt. Je nach dem Interesse der Teilnehmer werden auch speziellere Datenbanken vorgeführt. Oft geht es dabei um historische Fragen, denn viele der teilnehmenden Senioren interessieren sich für die Lokalgeschichte.

Bei der Konzeption und Vermarktung der Führung für Senioren waren es Öffentliche Bibliotheken, die mit Veranstaltungen wie der „Einführung ins Internet“ Anregungen für das neue Angebot der Universitätsbibliothek Freiberg lieferten.

5 Fazit

Ein Senioren-Studium wie das BANA unterscheidet sich von einem ordentlichen Vollstudium und auch die Nutzung der Bibliothek durch Senioren wie die BANA-Studenten unterscheidet sich von der Nutzung durch ordentliche Studenten. Ein Grund ist, dass es in dieser Phase des Lebenslangen Lernens meistens nicht mehr um den Erwerb eines akademischen Grades geht, sondern um die aktive Gestaltung des Lebensabschnitts.

Welche Bibliothek sich wie auf Senioren einstellen muss, hängt von dem Interesse ab, das die Senioren-Studenten ihr entgegenbringen. Die Bibliothek muss erstens ein Selbstverständnis als Dienstleister für diese Nutzergruppe entwickeln. Und sie muss zweitens die Bedürfnisse dieser Nutzergruppe kennenlernen, denn in den Gesprächen mit Bibliotheksleitern und Mitarbeitern wurde deutlich, dass sie nicht wissen, was genau die Senioren-Studenten in ihrer Bibliothek tun.

Vor allem die oben als Kombiniierer bezeichneten Studenten werden dabei im Mittelpunkt stehen, da sie diejenigen sind, die zwar einen Bedarf gegenüber Wissenschaftlichen Bibliotheken haben, sie aber nicht entsprechend nutzen. Aufgrund ihrer Vorbildung wissen sie zwar, was sie von einer Wissenschaftlichen Bibliothek erwarten können, sie wissen aber nicht, wie sie die heute durch Computer organisierten Bibliotheken benutzen sollen. Nach den Zettelkatalogen fragende Senioren in der Freiburger Bibliothek illustrieren das Problem deutlich.

Andererseits zeigen die Interviews, dass die meisten der Kombiniierer in der Bibliothek keine umfassende Recherche betreiben wollen, sondern auf der Suche nach einem konkreten Titel oder Aufsatz sind. Die Frage ist daher, wie gut sie angesichts dieses begrenzten Anspruchs eine Wissenschaftliche Bibliothek selbständig nutzen können sollten und wollen.

Die Gruppen der oben Profis und Intuitive Genannten werden hingegen weniger im Mittelpunkt stehen. Erstere nicht, weil sie die Möglichkeiten der Bibliothek bereits souverän nutzen und Letztere nicht, weil sie gut ohne Bibliotheken auskommen.

Angesichts dieses Sachverhalts erscheint es als die wichtigste Aufgabe der Wissenschaftlichen Universitätsbibliotheken, die Hemmschwelle abzubauen. Ein persönlicher Kontakt sowie Freundlichkeit und Zugewandtheit des Bibliothekspersonals sind dafür essentiell. Ein persönlicher Ansprechpartner wie in Freiberg, der auch nach der Führung für Fragen erreichbar und zuständig bleibt, ist ein guter Ansatz.

Wichtig ist es außerdem, die Informationen, die bei einer Bibliotheksführung vermittelt werden, auf ein Minimum zu beschränken. Zu viele Informationen überfordern die Studenten und verstärken die Hemmschwelle. Es ist wichtiger, eine grundlegende Orientierung im Gebäude zu vermitteln sowie das Gefühl, mit allen Fragen willkommen zu sein, als umfassend in die OPAC-Recherche einzusteigen. Das gilt vor allem dann, wenn die Bibliothek groß ist. Und es gilt besonders deshalb, weil mehrere der interviewten BANA-Studenten sagten, dass sie die Hilfe der Auskunft in Anspruch nehmen, obwohl sie in der Lage sind, selbst im OPAC zu suchen.

Eine inhaltlich gestaffelte Einführung in die Bibliothek könnte deshalb sinnvoll sein. Nachdem der erste Kontakt und Orientierung hergestellt sind, könnte, vielleicht bei einem zweiten Besuch, in die Nutzung des OPACs eingeführt werden. Auch hier ist es wichtig, die Informationen zu reduzieren und genau auf die Bedürfnisse der Senioren-Studenten abzustimmen. Wie sogar der Einstieg in Datenbanken gelingen kann, zeigt das Freiburger Beispiel.

Für viele ist es der Zugang zu Büchern und Zeitschriften über den Computer, der das Problem darstellt. Die Studenten betonen aber in den Interviews, dass sie um die Bedeutung des Umgangs mit dem Computer für das Studium wissen und deshalb die von BANA angebotenen Computer- und Internetkurse gleich zu Beginn des Studiums besuchen. Trotzdem sollte von Bibliotheksseite unbedingt auf die teilweise geringe Computererfahrung der Senioren Rücksicht genommen werden. Die grundlegende Handhabung des Computers und der Maus gehören jedoch nicht zu den Themen, die im Rahmen der Einführung in die Bibliothek behandelt werden sollten. Dafür bieten sich die Computerkurse des Weiterbildungszentrums ebenso an, wie entsprechende Kurse der Öffentlichen Bibliotheken.

Dies alles lässt es naheliegend erscheinen, für Senioren spezielle Bibliotheksführungen anzubieten. Dafür spricht, dass die Computererfahrung sich bei alten und jungen Studenten erheblich unterscheidet. In getrennten Führungen kann auf die Handhabung des Computers besser eingegangen werden. Dafür spricht ferner die Annahme, dass in homogenen Gruppen die Hemmschwelle, Fragen zu stellen, wahrscheinlich geringer ist als in heterogenen Gruppen.

Andererseits sind eine didaktisch durchdachte und nicht überfrachtete Einführung in die OPAC-Recherche, sowie freundliche und zugewandte Bibliotheksmitarbeiter für alle neuen Bibliotheksnutzer wichtig, egal ob jung oder alt.

Wenn das Senioren-Studium organisatorisch beim Weiterbildungszentrum der Universität angesiedelt ist, kann eine verstärkte Kooperation über eine Verknüpfung der Computerkurse mit der Bibliothekseinführung hinaus sinnvoll sein. Im Experteninterview 1 kommt dieser Aspekt zur Sprache.¹³⁷ Die Bibliotheken könnten z. B. gezielt Informationsmöglichkeiten für die angebotenen Studienschwerpunkte vorstellen. Und nicht zuletzt könnte das Weiterbildungszentrum Angebote für die Bibliotheksmitarbeiter konzipieren, die diesen helfen, sich auf die neue Nutzergruppe einzustellen.

Je mehr Senioren sich für eine universitäre Weiterbildung interessieren und die entsprechenden Angebote wahrnehmen, desto mehr Senioren-Studenten werden die Bibliotheken an den Universitäten nutzen wollen, da die Weiterbildung entsprechende Anforderungen stellt oder Anreize gibt. Es ist daher eine notwendige und selbstverständliche Konsequenz, dass gerade die Bibliotheken dieser Universitäten sich als Teil der Infrastruktur für Lebenslanges Lernen begreifen und sich für Senioren als neue Nutzergruppe öffnen. Sie sollten dies aus ihrem Selbstverständnis als Informationsdienstleister heraus tun und sie sollten von sich aus auf die älteren Nutzer zugehen. Barrierefreies Bauen ist nur ein Aspekt, den es zu berücksichtigen gilt. Die Einstellung der Bibliotheksleitung und der Bibliotheksmitarbeiter ist von genauso großer Bedeutung, denn der persönliche Kontakt ist für viele ältere Nutzer sehr wichtig. Außerdem gilt es, die Bedürfnisse der Senioren-Studenten in der eigenen Bibliothek genauer zu erkunden, um ein passendes Angebot konzipieren zu können. Das Freiburger Beispiel kann dabei als Vorbild dienen.

¹³⁷ Vgl. Kapitel 3.

Literaturverzeichnis

Akademiegruppe Altern in Deutschland (2009): *Gewonnene Jahre. Empfehlungen der Akademiengruppe Altern in Deutschland*. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft

Backes-Gellner, Uschi und Veen, Stephan (Hrsg.) (2009): *Altern, Arbeit und Betrieb*. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft

Becker, Ulrich (2009): Rechtsfragen der Erwachsenenbildung. In: Staudinger, Ursula und Heidemeier, Heike (Hrsg.) (2009): *Altern, Bildung und lebenslanges Lernen*. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, S. 83-94

Bertelsmann Stiftung (u. a.) (Hrsg.) (2004): *Bibliothek 2007. Strategiekonzept*. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung

Berthold, Christian (2007): Demographischer Wandel und Hochschulen. Konsequenzen für das Studium im Alter. In: Kaiser, Mechthild (Hrsg.): *Studium im Alter – Eine Investition in Zukunft?!* Münster (u. a.): Waxmann, S. 75-107

Börsch-Supan, Axel (u. a.) (Hrsg.) (2009): *Produktivität in alternden Gesellschaften*. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft

Bogner, Alexander (u. a.) (Hrsg.) (2009): *Experteninterviews. Theorien, Methoden, Anwendungsfelder*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Broschüre BANA-Studium: ohne Angaben

Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung (2004): *Strategien für Lebenslanges Lernen in der Bundesrepublik Deutschland*. Bonn: BLK www.blk-bonn.de/papers/heft115.pdf

Bundesministerium für Bildung und Forschung (2001): *Aktionsprogramm „Lebensbegleitendes Lernen für alle“*. Bonn: Bundesministerium für Bildung und Forschung

www.bmbf.de/pub/aktionsprogramm_lebensbegleitendes_lernen_fuer_alle.pdf

Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hrsg.) (2001a): *Studienführer für Senioren*. Erarbeitet von Winfried Saup, Bonn: Bundesministerium für Bildung und Forschung

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2010): *Eine neue Kultur des Alterns. Altersbilder in der Gesellschaft. Erkenntnisse und Empfehlungen des Sechsten Altenberichts*. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

<http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/6.->

[Altenbericht-Eine-neue-Kultur-des-](#)

[Alterns.property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf](#)

Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände (Hrsg.) (1994): *Bibliotheken '93: Strukturen, Aufgaben, Positionen*. Göttingen: Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände

Deutsche Bibliothekskonferenz (Hrsg.) (1973): *Bibliotheksplan '73: Entwurf eines umfassenden Bibliotheksnetzes für die Bundesrepublik Deutschland*. Berlin: Deutscher Bibliotheksverband e.V.

Deutscher Bundestag (2010): Drucksache 17/3815. Unterrichtung durch die Bundesrepublik: *Sechster Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland – Altersbilder in der Gesellschaft*. Und: Stellungnahme der Bundesregierung

Eckhardt, Andrea G. (2009): Die Bedeutung früher Bildung für den weiteren Lebensverlauf. In: Staudinger, Ursula und Heidemeier, Heike (Hrsg.) (2009): *Altern, Bildung und lebenslanges Lernen*. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, S. 163-176

Eierdanz, Jürgen (1990): *Seniorenstudium in der Bundesrepublik Deutschland. Situation und Probleme wissenschaftlicher Weiterbildung älterer Menschen an den Hochschulen*. Bad Honnef: Bock

Falkenburger, Björn (2009): Neurobiologische Grundlagen des Lernens im Alter. In: Staudinger, Ursula und Heidemeier, Heike (Hrsg.) (2009): *Altern, Bildung und lebenslanges Lernen*. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, S. 133-139

Froschauer, Ulrike und Lueger, Manfred (2003): *Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme*. Wien: WUV-Universitätsverlag

Graeßner, Gernot und Bade-Becker, Ursula und Gorys, Bianca (2009): Weiterbildung an Hochschulen. In: Tippelt, Rudolf und von Hippel, Aiga (Hrsg.): *Handbuch Erwachsenenbildung/Weiterbildung*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 543-555

Grotlüschen, Anke und Haberzeth, Erik und Krug, Peter (2009): Rechtliche Grundlagen der Weiterbildung. In: Tippelt, Rudolf und Hippel, Aiga von (Hrsg.): *Handbuch Erwachsenenbildung/Weiterbildung*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 347-366

Hasselhorn, Marcus und Titz, Cora und Behrendt, Jörg (2009): Kognitive und motivationale Veränderungen im Alter. In: Staudinger, Ursula und Heidemeier, Heike (Hrsg.) (2009): *Altern, Bildung und lebenslanges Lernen*. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, S. 105-118

Hochschulrektorenkonferenz (Hrsg.) (1993): *Die wissenschaftliche Weiterbildung an den Hochschulen. Entschließung des 170. Plenum der Hochschulrektorenkonferenz Bonn, 12. Juli 1993*. Bonn: Hochschulrektorenkonferenz

Hochschulrektorenkonferenz (Hrsg.) (2008): *HRK-Positionspapier zur wissenschaftlichen Weiterbildung. Beschluss des Präsidiums in seiner 588. Sitzung vom 7.7.2008*. Bonn: Hochschulrektorenkonferenz

Kade, Sylvia (2007): *Altern und Bildung. Eine Einführung*. Bielefeld: Bertelsmann

Kaiser, Mechthild (1997): *Bildung durch ein Studium im Alter: Auswirkungen der Teilnahme an einem allgemeinbildenden wissenschaftlichen Weiterbildungsangebot auf ältere Studierende*. Münster (u. a.): Waxmann

- (2007) (Hrsg.): *Studium im Alter – Eine Investition in die Zukunft?!* Münster (u. a.): Waxmann

- (2007): *Studium im Alter – Eine Investition in die Zukunft?! Einführung*. In: Kaiser, Mechthild (Hrsg.): *Studium im Alter – Eine Investition in die Zukunft?!* Münster (u. a.): Waxmann, S. 9-17

Knust, Michaela (2009): *Ausrichtung der Hochschule auf Strukturen lebenslangen Lernens – Zusammenfassung der Ergebnisse*. In: Knust, Michaela und Hanft, Anke (Hrsg.): *Weiterbildung im Elfenbeinturm!?* Münster (u. a.): Waxmann, S. 49-51

Knust, Michaela und Hanft, Anke (Hrsg.) (2009): *Weiterbildung im Elfenbeinturm!?* Münster (u. a.): Waxmann

Kochsiek, Kurt (Hrsg.) (2009): *Altern und Gesundheit*. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft

Kohlhaas, Günter und Eierdanz, Jürgen (1989a): *Allgemeinbildende Studienprogramme für ältere Erwachsene – Bildungsbedürfnisse, Konzeptionen und vernachlässigter Bildungsauftrag. Überlegungen zur Übernahme von Ergebnissen des Marburger BLK-Modellversuchs durch andere Hochschulen*. In: Kohlhaas, Günter und Eierdanz, Jürgen (Hrsg.): *Seniorenstudium – wofür? Bildung, Selbstfindung und Qualifizierung als Studienziele älterer Erwachsener*. Kassel: Prolog

- (1989): *Seniorenstudium – wofür? Bildung, Selbstfindung und Qualifizierung als Studienziele älterer Erwachsener*. Kassel: Prolog

Krisam, Ilse (2002): *Zum Studieren ist es nie zu spät. Statistische Daten, Soziokulturelle Basis, Motivationen, Inhalte und Gestaltung eines ordentlichen Studiums im dritten Lebensabschnitt*. Münster (u. a.): Waxmann

Kruse, Andreas (2009): Bildung im Alter. In: Tippelt, Rudolf und Hippel, Aiga von (Hrsg.) (2009): *Handbuch Erwachsenenbildung/Weiterbildung*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 827-840

Kühlmann, Michael und Pohlhausen, Rolf und Veelken, Ludger (Hrsg.) (1985): *Seniorenstudium – Eine neue Aufgabe der Hochschulen. Dokumentation des III. Internationalen Workshops „Die Öffnung der Hochschulen für ältere Erwachsene“ in der Universität Dortmund*, Dortmund: Sanduhr Verlag

Langen, I. und Bender, W. (1985): Öffnung der Universität für “Senioren“. Soziale Zugehörigkeit in einer zukunftsorientierten Gesellschaft erfordert Weiterbildung bis ins hohe Alter. In: Kühlmann, Michael und Pohlhausen, Rolf und Veelken, Ludger (Hrsg.) (1985): *Seniorenstudium – Eine neue Aufgabe der Hochschulen. Dokumentation des III. Internationalen Workshops „Die Öffnung der Hochschulen für ältere Erwachsene“ in der Universität Dortmund*, Dortmund: Sanduhr Verlag, S. 240-251

Nuissl, Ekkehard (2009): Professionalisierung in der Altenbildung. In: Staudinger, Ursula und Heidemeier, Heike (Hrsg.) (2009): *Altern, Bildung und lebenslanges Lernen*. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, S. 95-102

- (2009a): Zukunft der Einrichtungen der Hochschulweiterbildung im Bologna-Kontext – Zusammenfassung der Ergebnisse. In: Knust, Michaela und Hanft, Anke (Hrsg.) (2009): *Weiterbildung im Elfenbeinturm!?* Münster (u. a.): Waxmann, S. 141-143

Poscher, Ralf und Rux, Johannes und Langer, Thomas (2009): *Das Recht auf Bildung*. Baden-Baden: Nomos

Präsidium der Freien Universität Berlin (Hrsg.) (2010): *GasthörerCard-Programm. Ausgewählte Lehrveranstaltungen und exklusive Angebote für Gasthörer*. Berlin: Freie Universität Berlin

Prösel, Susan (1998): Das Berliner Modell: Ausbildung für nachberufliche und neue Arbeitsbereiche BANA der TU Berlin. In: Kohlhaas, Günter und Eierdanz, Jürgen (Hrsg.) (1989): *Seniorenstudium – wofür? Bildung, Selbstfindung und Qualifizierung als Studienziele älterer Erwachsener*. Kassel: Prolog

Sandkaulen, Birgit (2009): Bildung und lebenslanges Lernen. Eine kritische Analyse des Bildungsbegriffs aus normativer Perspektive. In: Staudinger, Ursula und Heidemeier, Heike (Hrsg.): *Altern, Bildung und lebenslanges Lernen*. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, S. 21-29

Scholl, Armin (2009): *Die Befragung*. Konstanz: UVK

Scholz, Wolf-Dieter (1993): *Hochschulstudium im Wandel. Empirische Untersuchungen zur Veränderung der Bedeutung akademischer Bildung*. Oldenburg: Bibliotheks- und Informationszentrum der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Schüller-Zwierlein, André und Stang, Richard (2009): Bibliotheken als Supportstrukturen für Lebenslanges Lernen. In: Tippelt, Rudolf und von Hippel, Aiga (Hrsg.) (2009): *Handbuch Erwachsenenbildung/Weiterbildung*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 515-526

Schuetze, Hans G. (2009): Aufgaben der Hochschulweiterbildung aus internationaler (nordamerikanischer) Perspektive. In: Knust, Michaela und Hanft, Anke (Hrsg.): *Weiterbildung im Elfenbeinturm!?* Münster (u. a.): Waxmann, S. 155-164

Schwabe, Carola (2006): *Förderung der Informationskompetenz älterer Menschen durch Bibliotheksdienstleistungen*. Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, Heft 169, Berlin: Humboldt-Universität zu Berlin
www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h169/h169.pdf

Stang, Richard (2005): *Bibliotheken und Lebenslanges Lernen. Kooperationen, Netzwerke und neue Institutionalformen zur Unterstützung Lebenslangen Lernens*. Bonn: Deutsches Institut für Erwachsenenbildung

http://www.die-bonn.de/esprid/dokumente/doc-2005/stang05_02.pdf

Staudinger, Ursula und Heidemeier, Heike (Hrsg.) (2009): *Altern, Bildung und lebenslanges Lernen*. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft

Staudinger, Ursula M. und Heidemeier, Heike (2009a): Altern, Bildung und lebenslanges Lernen – Ein Rahmenmodell und offene Fragen. In: Staudinger, Ursula und Heidemeier, Heike (Hrsg.): *Altern, Bildung und lebenslanges Lernen*. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, S. 11-17

Staudinger, Ursula M. und Heidemeier, Heike (2009b): Altern, Bildung und lebenslanges Lernen – Eckpunkte für Handlungsansätze. In: Staudinger, Ursula und Heidemeier, Heike (Hrsg.) (2009): *Altern, Bildung und lebenslanges Lernen*. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, S. 269-279

Tippelt, Rudolf und Hippel, Aiga von (Hrsg.) (2009): *Handbuch Erwachsenenbildung/Weiterbildung*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften

Technische Universität Berlin (2011): *Gasthörerstudium BANA Vorlesungsverzeichnis Sommersemester 2011*. Berlin: Technische Universität Berlin

http://www.zewk.tu-berlin.de/v-menue/wissenschaftliche_weiterbildung/programmhefte/ [unter dem Link findet sich das jeweils aktuelle Vorlesungsverzeichnis]

Umlauf, Konrad (2009): *Die Bedeutung der Bibliotheken für die zukünftige Bürger- und Informationsgesellschaft*. Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationsgesellschaft, Heft 254, Berlin: Humboldt-Universität zu Berlin

<http://edoc.hu-berlin.de/series/berliner-handreichungen/2009-254/PDF/254.pdf>

Veelken, Ludger (1985): Seniorenstudium zwischen Altenbildung und nachberuflicher wissenschaftlicher Weiterbildung von Senioren. In: Kühlmann,

Michael und Pohlhausen, Rolf und Veelken, Ludger (Hrsg.): *Seniorenstudium – Eine neue Aufgabe der Hochschulen. Dokumentation des III. Internationalen Workshops „Die Öffnung der Hochschulen für ältere Erwachsene“ in der Universität Dortmund*, Dortmund: Sanduhr Verlag, S. 56-83

Voelcker-Rehage, Claudia (2009): Vorbedingungen von Bildung: Körper und Geist. In: Staudinger, Ursula und Heidemeier, Heike (Hrsg.) (2009): *Altern, Bildung und lebenslanges Lernen*. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, S. 119-131

Wagner, Bernd (2009): Chancen und Probleme der Umsetzung von Weiterbildung und Lifelong Learning an Hochschulen. In: Knust, Michaela und Hanft, Anke (Hrsg.): *Weiterbildung im Elfenbeinturm!?* Münster (u. a.): Waxmann, S. 67-72

Weiss, Reinhold (2009): Ausgelernt? Befunde, Interpretationen und Empfehlungen zum lebensbegleitenden Lernen älterer Menschen. In: Staudinger, Ursula und Heidemeier, Heike (Hrsg.): *Altern, Bildung und lebenslanges Lernen*. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, S. 43-61

Wissenschaftsrat (Hrsg.) (1983): *Empfehlungen zur Weiterbildung an den Hochschulen*. Köln: Wissenschaftsrat

Wissenschaftsrat (2006a): *Empfehlungen zum arbeitsmarkt- und demographiegerechten Ausbau des Hochschulsystems*. Köln: Wissenschaftsrat

Wissenschaftsrat (2006b): *Empfehlungen zur künftigen Rolle der Universitäten im Wissenschaftssystem*. Köln: Wissenschaftsrat

Links:

http://www.zewk.tu-berlin.de/v-menue/wissenschaftliche_weiterbildung/gasthoererstudium_bana/

<http://www.seniorenstudium.gerontologie-dortmund.de/>

<http://www.bana-studenten.de/salon.html>

<http://www.bana-studenten.de/banamobil.html>

http://www.zewk.tu-berlin.de/v-menue/wissenschaftliche_weiterbildung/gasthoererstudium_bana/schwerpunkte/fokus_stadt/#151810

http://www.zewk.tu-berlin.de/v-menue/wissenschaftliche_weiterbildung/gasthoererstudium_bana/schwerpunkte/fokus_umwelt/#151815

http://www.zewk.tu-berlin.de/v-menue/wissenschaftliche_weiterbildung/gasthoererstudium_bana/schwerpunkte/fokus_gesundheit_und_ernaehrung/#151818

<http://www.fu-berlin.de/sites/weiterbildung/gasthoerercard/index.html>

Alle Links wurden zuletzt am 27. Oktober 2011 aufgerufen.

Anhang 1: Leitfaden für die Studenteninterviews

Leitfaden für Interview mit BANA-Studenten der TU

(BANA = Berliner Modell: Ausbildung für nachberufliche Tätigkeiten)

Ziel der Befragung: Herausfinden, welche Bedürfnisse und Erwartungen die BANA-Studenten (als Repräsentanten der Senioren-Studenten) bei der Informationssuche haben.

Daraus soll abgeleitet werden, welche Rolle WBs bei der Informationsversorgung von Senioren spielen SOLLEN („sollen“ definiert als die Perspektive der Nutzer).

Voraussetzung für die Teilnahme am Interview: Senior sein und das Erarbeiten von Scheinen oder der Abschlussarbeit im Studium

Hintergrund-Info laut Leihstelle der TU dürfen BANA-Studenten, nachdem sie ihren Hörschein und Ausweis vorgelegt und sich angemeldet haben, wie normale Studenten die Bibliothek nutzen. Sie haben dort den gleichen Zugang zu allen Ressourcen wie normale Studenten.

Vor dem Gespräch:

In meiner Masterarbeit im Fach Bibliotheks- und Informationswissenschaft geht es um die Frage, wie Bibliotheken zur Informationsversorgung von Senioren beitragen.

Bevor wir beginnen, möchte ich Sie fragen, ob ich das Gespräch mit Ihnen aufzeichnen darf.

Die Aufzeichnung dient der besseren Auswertung der Informationen und ermöglicht es mir, mich ganz auf das Gespräch mit Ihnen zu konzentrieren.

Unabhängig davon, ob wir das Gespräch aufzeichnen oder nicht, unterliegen alle Informationen, die Sie mir geben, selbstverständlich dem Datenschutz und werden von mir anonymisiert und anonymisiert verarbeitet.

Haben Sie vor dem Gespräch Fragen an mich?

Darf ich das Aufnahmegerät einschalten?

Ziel: Herausfinden, woher die Studenten die Informationen bekommen, die sie für ihre Veranstaltungen brauchen.

Frage 1: Beschreiben Sie bitte, wie Sie eine Veranstaltung vor- und nachbereiten.

Weitere Stichpunkte:

- Literatur vom Dozenten verteilt?
- elektronischer Handapparat?
- nutzen Sie ISIS (=TU Moodle)? wie?

Ziel: Herausfinden, ob eine Bibliothek genutzt wird.

Frage 2: Wie gehen Sie vor, wenn Sie Literatur SUCHEN?

- in welchen Katalogen wird recherchiert TU? FU? Stabi? AGB? EZB? JSTOR?
- warum in diesen Katalogen?
- von wo aus? Zuhause? In der Bibliothek?

Ziel: Herausfinden, ob eine Bibliothek über die Recherche hinaus genutzt wird.

Frage 3: Wie BESORGEN Sie sich die Literatur, die Sie gefunden haben?

- Ausleihen, kaufen, kopieren, scannen ...
- Datenbanken !! Volltexte, Downloadservice ... Von zuhause aus?
- ebook-Nutzung?

Ziel: Herausfinden, ob die Bibliothek als LERNORT und als SOZIALER ORT benutzt wird.
Und: Warum?/Warum nicht?

Frage 4: Wie ist die Verteilung von studieren ZUHAUSE und in der BIBLIOTHEK?

Frage 5: Was ist der Grund für diese Verteilung?

Frage 6: Manche Studenten gehen zum Lernen in die Bibliothek, um unter Leuten zu sein. Wie ist das bei Ihnen?

Ziel: Herausfinden, wie sich die BANA-Studenten als Bibliotheksnutzer fühlen?

Frage 7: Die Unibibliotheken sind bestrebt, ihr IT-Angebot ständig zu verbessern (z.B. WLAN, Zugang zu Datenbanken, Laptop-Arbeitsplätze, ...). Ist das auch für Ihr Studium nützlich?

- Warum? Warum nicht?

Frage 8: Wie verhalten sich die Bibliotheksmitarbeiterinnen Ihnen gegenüber?

Frage 9: Wie verhalten sich die jungen Studenten in der Bibliothek Ihnen gegenüber?

Ziel: Erfahren, ob es notwendig ist, von Bibliotheksseite aus auf die BANA-Studenten zuzugehen?

Frage 10: Wie haben Sie die Möglichkeiten, sich Literatur für das Studium zu besorgen, kennengelernt?

- BANA-Einführungsveranstaltung besucht? Andere Einführungsveranstaltung?
- Bibliotheksführung besucht?
- Datenbankschulung?
- Aus eigenem Antrieb?

Um Ihre Antworten besser einordnen zu können, würde ich gerne zum Schluss noch Folgendes erfragen:

Eigener Computer	Laptop		
Internet zuhause	Ja	Nein	
Vor dem BANA-Studium bereits an einer Universität studiert?	Ja	Nein	
Bibliotheksnutzung vor dem Studium	Ja	Nein	
- WBs	Ja	Nein	
- ÖBs	Ja	Nein	
Darf ich fragen wie alt Sie sind?			
Geschlecht	M	W	

Vielen Dank für das ausführliche Gespräch!

Anhang 2: Leitfaden für die Experteninterviews

Leitfaden für Experteninterview mit BibliotheksleiterInnen

Vor dem Gespräch:

In meiner Masterarbeit im Fach Bibliotheks- und Informationswissenschaft geht es um die Frage, wie Wissenschaftliche Bibliotheken zur Informationsversorgung von Senioren, in diesem Fall: von Senioren-Studenten, beitragen.

Bevor wir beginnen, möchte ich Sie fragen, ob ich das Gespräch mit Ihnen aufzeichnen darf.

Die Aufzeichnung dient der besseren Auswertung der Informationen und ermöglicht es mir, mich ganz auf das Gespräch mit Ihnen zu konzentrieren, ohne Notizen machen zu müssen.

Unabhängig davon, ob wir das Gespräch aufzeichnen oder nicht, unterliegen alle Informationen, die Sie mir geben, selbstverständlich dem Datenschutz und werden von mir anonymisiert und anonymisiert verarbeitet.

Haben Sie vor dem Gespräch Fragen an mich?

Darf ich das Aufnahmegerät einschalten?

Ziel: Herausfinden, ob Seniorenstudenten in die Bibliothek kommen.

Frage 1: Die Fächer, die in Ihrer Bibliothek vertreten sind, gehören laut Umfragen zu den Lieblingsfächern von Seniorenstudenten. Beobachten Sie, dass diese als Nutzer in ihre Bibliothek kommen?

Nachfragen:

- Sind das Einzelfälle?

Ziel: Wie benutzen die Studenten die Bibliothek?

Frage 2: Was machen die Seniorenstudenten in Ihrer Bibliothek?

- Literatur recherchieren?
- Arbeiten? Lesen?
- Datenbanken nutzen?
- Internet?
- Leute treffen?
- Zeitschriften lesen?

Ziel: Wahrnehmung der Seniorenstudenten aus Sicht der Bibliothek erfragen.

Frage 3: Wie unterscheiden sich Senioren-Studenten von jungen Studenten?

- Verhalten
- Bedürfnisse
- Tageszeit des Besuchs
- Orientierung in der Bibliothek
- Nachfragen bei der Auskunft
- Hilfe bei Recherche
- Eigener Laptop
- Kommen alleine oder in Gruppen?

Ziel: Einstellung der Bibliothek erfragen.

Frage 4: Wie gehen Sie darauf ein?

- Personalschulung?
- Einrichtung / Ausstattung des Gebäudes
- Literatúrauswahl
- Personalkapazität

Anschlussfrage: Warum? Ziel auch: Einstellung erfragen.

Wenn darauf nicht besonders eingegangen wird:

Frage 4a: Sie sehen also keine Erfordernis, auf die besonderen Bedürfnisse dieser Nutzergruppe einzugehen?

Wenn darauf eingegangen wird:

Frage 4b: Heißt das, dass Seniorenstudenten als den Erststudenten gleichberechtigte Nutzergruppe angesehen wird?

Ziel: Einstellung erfragen

Frage 5: Wie reagieren Ihre Mitarbeiter (an der Information oder Ausleihe) auf Seniorenstudenten?

.....

Bei Problemen: **Wie reagieren Sie auf diese Probleme?**

- Schulungen der Mitarbeiter? Welcher Art?

Ziel: Ungenutzte Möglichkeiten ausloten

Frage 6: Gibt es zwischen dem Weiterbildungsreferat und Ihrer Bibliothek eine Zusammenarbeit?

Wie könnte eine solche aussehen?

- Kapazität ! (sowohl Personal als auch Arbeitsplätze)

Ziel: Prognose vor dem Hintergrund des zu erwartenden demographischen Wandels

7: Muss man angesichts des demografischen Wandels in Zukunft bei der Planung von Universitätsbibliotheken von einer größeren Heterogenität der Nutzer ausgehen?

- statt sich bei der Konzeption von Bibliotheken z. B. auf die Bedürfnisse von BA-Erststudenten zu konzentrieren?

Wenn Ja:

7a: Wie könnte das aussehen?

Zum Schluss:

m/w

Alter

Engagement in Verbänden, Gremien, ... (= Interessenschwerpunkte)

Im eigenen Umfeld Senioren-Studenten?

VIELEN DANK FÜR DAS AUSFÜHRLICHE GESPRÄCH

Anhang 3: CDs mit Interviews [nicht für die Öffentlichkeit]